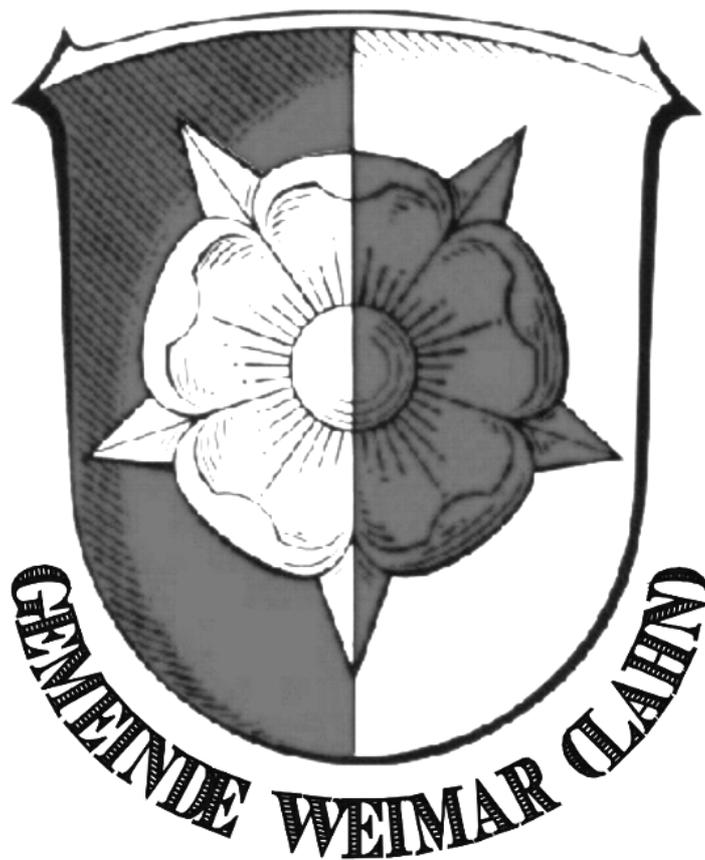


Heimatwelt



Mit Beiträgen von
Gemeinde Weimar
"Historisches Archiv"
Geschichtsverein Weimar
Zusammenstellung :
Heinrich Ehlich

Heft Nr. 40/2005

Herausgeber
Gemeindevorstand der
Gemeinde Weimar (Lahn)

Inhalt

Vorwort	von Bürgermeister Volker Muth
Ein winterlicher Genuss	von Karl Krantz
60 Jahre Ende des Zweiten Weltkrieges	
Die Sudetendeutschen	von Hans Schneider
Tagebuchaufzeichnungen von Februar bis April 1945	von Elisabeth Heuser (Greifs) aus Roth
Die Bunker in Roth mit einer Zeichnung	von Otto Weimar von Heinrich Ehlich
Alkoholplünderung in der Lauerschen Brennerei 1945	von Siegfried Becker
Ein Bericht über „orientalisches Treiben“ im Zivilarbeitslager Damm 1947	von Siegfried Becker
Das Lager in Damm, Text und Zeichnung	von Heinrich Ehlich
Meine Erinnerungen als knapp Zehnjähriger an das Ende des Krieges 1945	von Hans Schneider
Weitere Beiträge	
Johann Ludwig Matthäi aus Niederweimar, Pfarrer in Wittelsberg	von Dr. Sigrid Schmidt
Konversion des Juden Feist von Roth 1755	von Siegfried Becker
Der Friedhof (Totenhof) in Roth	von Otto Weimar

Vorwort

Verehrte Mitbürgerinnen und Mitbürger,

mit dem heutigen Heft halten Sie die 40. Ausgabe unserer Heimatwelt in Händen, die wieder eine Fülle von Informationen bietet. Diese Blätter erfreuen sich sehr großer Beliebtheit und werden in vielen Haushalten lückenlos gesammelt. Die Interessenten beschränken sich aber nicht nur auf unseren heimischen Raum, sondern es gibt auch eine ganze Reihe von Lesern, die nicht in unserer Gemeinde wohnen, und es ist auch schon vorgekommen, dass wir die Heimatwelt ins Ausland versandt haben.

Auch diese Ausgabe wurde mit sehr viel Fleiß und Engagement zusammengetragen und soll seine Leser erfreuen und erinnern.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch darauf hinweisen, dass Nachbestellungen grundsätzlich möglich sind. Gegen geringe Kopierkosten können Sie jedes Exemplar durch unser Gemeindearchiv beziehen.

Zum Schluss noch eine Bitte: Sollten Sie im Besitz alter Dokumente, Karten, Fotografien oder besondere Verträge sein, wären wir sehr dankbar, wenn Sie uns diese überlassen bzw. zur Anfertigung von Duplikaten ausleihen könnten. Vielleicht kennen Sie auch Begebenheiten, die es wert sind, aufgeschrieben zu werden es müssen ja nicht immer nur historische Abhandlungen sein, die dieses Heft zeigt, in dem sich verschiedene Autoren mit der jüngeren Geschichte unserer Gemeinde befasst haben. Die Zeichnungen wurden wiederum vom Leiter des Gemeindearchivs, Herrn Ehlich, angefertigt.

Weimar (Lahn), im Juli 2005

Ihr



(Volker Muth)
Bürgermeister

Ein winterlicher Genuss

von Karl Krantz

Jedes Jahr zur Winterszeit, wenn es draußen kalt,
fahren sie aus nah und fern ins Dörfchen
hinterm Wald
und freuen sich auf manche Stunde
in einer fröhlichen Männerrunde.
Von da und dort, von manchem Amt,
kommt man herbei, ist meist bekannt,
zum Teil seit vielen Jahren schon.
Entsprechend ist der Umgangston:
„Was macht´s Geschäft, Du altes Haus?“
Oh - sind Sie schlank, gut schaun Sie aus!“
Man freuet und umarmet sich
und jeder sucht 'nen Platz am Tisch.

Aufs Neue Jahr hebt man sein Glas
und mancher hat ´ne rote Nas´.
Wer neu ist, macht sich rasch bekannt.
Teils mit dem Rücken an der Wand
sitzt man beengt, teils vis a vis.
Ein Bier, ein Korn: „Häi easses schie!“
Dann kommt der Wirt, fragt was nun sei?
„Ja, fang schon an, zwar fehlen noch Zwei,
das ist uns aber einerlei.“
„Zehn, Zwanzig oder Dreißig? -
die Köchin heizt schon fleißig!“
„Zunächst 'nen Großen, das wär gut,
weil uns gewaltig hungern tut.“
Der Wirt enteilt in Richtung Küche,
die Männer klopfen emsig Sprüche
und Witze, teils in Deutsch, teils in Latein,
und manche sind auch stubenrein.

Die Tür geht auf und selbstbewusst
trägt er das Prachtstück vor der Brust,
dabei muss er sich bücken.
„Aah“ ruft man voll Entzücken.
Gelb, locker, dampfend, zart und weich,
der Konrad ihn serviert;
mit Speck und roter Wurst gar reich
verfeinert und garniert.

„Her mit dem Brot, da ist mein Teller!“
Der Nachbar war ein wenig schneller,
stößt an das volle Glas und schwup,
schon liegt das Licher in der Stub!
Rasch ist die Platte aufgebraucht
die anderen warten, einer raucht
und knurrt: „Heut fängt er oben an,
wo wir doch so viel Hunger ham?“

Doch bald erscheint die Nummer zwei
und gleich darauf die Nummer drei,
„Ich denke, einen packt ihr noch,
er ist schon auf dem Ofenloch?“
„Na klar“ heißt es - doch leiser schon -
die Zeit steht ja nicht still,
auch Bier und Kümmel tun ihr Teil,
gegen das Hungergefühl.
Der nächste Durchgang wird recht schwer,
nur langsam werden die Teller leer.
Heiß wird's und rötlich manch Angesicht,
man öffnet die Kragen und entkleidet sich.
Der Wirt meint grinsend, so nebenbei,
wie es denn wohl mit dem Fünften sei?
„Nein, nein“, ertönt es, „um Gottes Willen,
wir wollen nur unseren Durst noch stillen.
Bringen Sie Kümmel und Gerstensaft,
die letzte Portion hat uns völlig geschafft.
Hervorragend war es wieder und wunderbar,
wir freuen uns jetzt schon auf nächstes
Jahr.“

„Ja - einen solchen Genuss muss man lange
suchen“,
die Rede war vom Weiershäuser
Eierpfannkuchen.

Februar 1997

Die Sudetendeutschen

von Hans Schneider

Die völkerrechtswidrige Besetzung des Sudetenlandes sowie der ganzen Tschechischen Republik durch Nazi-Deutschland im Jahr 1938 hatte nach Ende der Krieghandlungen in den Jahren 1946–1948 die Vertreibung der Sudetendeutschen ebenso widerrechtsmäßig zur Folge. Im folgenden Gespräch wird der Weg der vertriebenen Familie Lein aus dem Sudetenland im Jahr 1946 geschildert.

Von den über 2,8 Millionen vertriebenen Deutschen aus dem Sudetenland nach dem zweiten Weltkrieg erzählte Herr Rudolf Lein, jetzt wohnhaft in Fronhausen, dem Unterzeichner für den Geschichtsverein Weimar seine Erinnerungen und Empfindungen als Betroffener über die Ausweisung von seiner ehemaligen Heimat.

Nach vorheriger Absprache fand das Gespräch mit Herrn Lein in seiner Wohnung statt. Der Unterzeichner gab zu verstehen, dass es bei diesem Gespräch weniger um die Geschichte über die Vertreibung der Deutschen aus dem Sudetenland als solche geht, sondern vielmehr darum, wie er und seine spätere Ehefrau das Wegmüssen aus der Heimat damals empfunden haben.



Familie Lein, aufgenommen in Bauerbach im Jahr 1949
Links Herr Rudolf Lein mit Eltern und Bruder

Hans Schneider: Herr Lein, erzählen Sie doch mal, wo Sie geboren sind und wo Sie gelebt haben.

Herr Lein: Im Jahr 1929 wurde ich in Lanz, Kreis Falkenau, im westlichen Sudetenland, geboren. Ich hatte noch einen jüngeren Bruder. Mein Vater arbeitete im Bergbau. Die Bevölkerung lebte überwiegend von der Landwirtschaft. Es gab Handwerksbetriebe, Kaufläden sowie auch kleine Industrieanlagen. Auch Braunkohleabbau und Bergbau war vorhanden. Die Bevölkerung konnte sich ihren Lebensunterhalt so erwirtschaften.

In den Gemeinden Lanz (bis 1936) und Theis (bis 1945) im Kreis Falkenau, wo ich aufgewachsen bin, wohnten fast ausschließlich Deutsche. In der Kreisstadt Falkenau lebten auch Tschechen. Dort gab es auch eine tschechische Schule, die aber nicht nur von Tschechen besucht wurde. Ab der Bürgerschule (Realschule) gab es tschechisch als Fremdsprache. Wer in den Staatsdienst wollte, musste sich in deutscher und tschechischer Sprache verständigen können. Im Egerland und im gesamten westlichen Sudetenland lebten fast nur Deutsche. In

diesen Regionen wurde daher auch nur deutsch gesprochen. Die wenigsten waren der tschechischen Sprache kundig. Auch ich hatte die Sprache nicht erlernt. Es kam schon vor, dass Ehen mit Tschechen geschlossen wurden, dies war aber nicht die Regel.

Trotzdem kann man sagen, dass es zwischen der deutschen und der tschechischen Bevölkerung zu keinen ernsthaften Reibereien gekommen ist. Als junger Mann habe ich dies damals nicht feststellen können. So meine Erinnerungen “

Hans Schneider: Können sie sagen, seit wann dort Deutsche gewohnt haben?

Herr Lein: Die Deutschen lebten schon seit Generationen im Sudetenland, als es die Tschechoslowakische Republik (CSR) noch gar nicht gab. Nach dem Ende des ersten Weltkrieges wurde der Staat erstmals ausgerufen. Die CSR wurde aus den ehemaligen österreichischen Teilstaaten Böhmen, Mähren und der Slowakei gebildet. Dieses waren die Auswirkungen des verlorenen Ersten Weltkrieges. Aber, wie eingangs erwähnt, war ein friedliches Nebeneinander mit den Tschechen die Regel.

Hans Schneider: Nun besetzte die deutsche Wehrmacht das Sudetenland. Was geschah im Land?

Herr Lein: Das war im Jahr 1938. Das deutschsprachige Sudetenland war mehrheitlich für einen Anschluss an das deutsche Reich. Die Deutschen fühlten sich nach 20-jähriger Zugehörigkeit zur CSR eben nur als Minderheit. Der Einfluss aus dem deutschen Reich durch den Nationalsozialismus war in den Jahren 1936 – 1938 sehr stark.

Die Eingliederung in das deutsche Reich brachte für die Sudetendeutschen keine Vorteile. Nur die Sprache war gleich. Die Tschechen wurden in ihrer Freiheit nun zurück gedrängt. Die meisten von ihnen sind daher freiwillig in den tschechischen Reststaat von Böhmen und Mähren übergesiedelt. Sie wollten nicht zum Deutschen Reich gehören. Es waren überwiegend Staatsbedienstete. Sie hatten Angst ihre Posten zu verlieren. Die wenigen, die geblieben sind, wurden wie die Sudetendeutschen, deutsche Staatsbürger.

Hans Schneider: Der Krieg war für Deutschland verloren. Was geschah nun?

Herr Lein: Am 6. Mai 1945 rückte die amerikanische Armee in die Stadt Falkenau ein. Der nächste Ort wurde von den Russen besetzt. Jetzt fingen die Tschechen hier und da an, sich an den Deutschen zu rächen, in dem sie z.B. den Bauern ihre Tiere oder Gegenstände einfach wegnahmen. Zunächst konnte mit Hilfe der Amerikaner dieses Geschehen teils unterbunden werden. Als sich jedoch die „Amis“ Ende 1945 aus dem Sudetenland zurück zogen, kam es zu übelsten Ereignissen. Nun wurden die Deutschen wie Freiwild behandelt.“

Hans Schneider: Wie wirkte sich das aus? Gab es Misshandlungen ?

Herr Lein: Die Deutschen waren rechtlos. Dadurch konnten sich die Tschechen alle Rechte nehmen. Es gab keine deutsche Schule mehr. Wer in einer Führungsposition war, wurde entlassen oder degradiert und durch einen Kommissar ersetzt. Den deutschen Bauern wurden ihre Höfe und ihre Ländereien enteignet. Gleiches geschah den Kaufleuten und den Handwerksbetrieben. Die bisherigen Eigentümer konnten zwar auf ihren Höfen und in Handwerksbetrieben weiter tätig sein, das Sagen hatten jedoch die Kommissare. Auch sie, Familie Lein, wurde aus ihrer Wohnung verwiesen und wurde in einem Nachbarhaus einquartiert. Dessen Besitzer wiederum musste mit einer kleinen Wohnung im Erdgeschoss auskommen. Kurzum, die Deutschen hatten nichts mehr zu melden. Manche Deutsche flohen daher nach Bayern, andere wurden gleich interniert.

Wer sich in der NSDAP oder anderen NS-Gruppen in den Jahren 1938 – 1945 führend hervortat, wurde ebenfalls in ein Lager gebracht. Eine unbedachte Äußerung eines Deutschen musste mit Inhaftierung oder Arbeitslager rechnen. Was sich in solchen Lagern abspielte kann

ich nicht sagen. Es soll auch Folterungen gegeben haben, und manche waren eben auch verschollen.

Hans Schneider: Wie nahm die Bevölkerung dies alles auf ?

Herr Lein: Mit Sorgen. Ich hatte eine Lehre als Schneider angenommen. Nach sechs Wochen erhielten wir und weitere Familien die Nachricht zur Ausweisung. Wir waren alle sehr betroffen, denn es ging von einem Tag auf den anderen. Von allen Sachen, wie Möbel, Schmuck und sonstigem Hausrat mussten wir uns trennen. Auch die Sparbücher waren abzugeben. Lediglich 50 Kilogramm Bekleidung pro Person durften wir mitnehmen. Wie gesagt, heute erhielten wir die Nachricht und morgen mussten wir fort. Wir wurden in einem Lager in der Kreisstadt Falkenau untergebracht. Mit uns natürlich auch die anderen Deutschen. Eskortiert wurde unser Trupp von tschechischen Milizen, die sich jedoch zivilisiert menschlich verhielten. Wir gaben allerdings auch keinen Anlass zu Maßregelungen. Wie sich später heraus stellte, war dies nicht überall so.

In dem Lager Falkenau blieben wir ca. 14 Tage. Die Ernährung war hier sehr schlecht. Am 9. Mai 1946 wurden wir zum Bahnhof gebracht. Nun ging es mit dem Zug in Richtung deutsche Grenze. Kaum waren wir darüber, wurden von allen Insassen die weißen Armbinden, welche die Deutschen tragen mussten, über Bord geworfen. Teils herrschte eine Erleichterung bei den Menschen, andererseits jedoch eine große Traurigkeit über den Verlust der Heimat. Anzumerken ist, dass die tschechischen Milizen rote Armbinden trugen.

Wir landeten in einem Auffanglager in Wiesen in der Oberpfalz. Dort wurden wir ärztlich untersucht und bekamen Verpflegung. Unsere Familie, Vater, Mutter, mein Bruder und ich waren zusammen, das war gut. Mit fünf weiteren Familien aus diesem Lager wurden wir mit dem Zug nach Marburg/Cölbe, gebracht, wo wir am 11. Mai 1946 ankamen. Dort standen Pferdefuhrwerke bereit, die uns abholten. So landeten wir in Bauerbach.“

Hans Schneider: Ihre Ehefrau ist doch auch eine Sudetendeutsche. Wo habt ihr euch kennen gelernt?

Herr Lein: Meine Frau Ernestine stammt aus Krischwitz, Kreis Teschen an der Elbe. Sie kam mit einem Zug ca. vierzehn Tage später in Niederwalgern an und landete schließlich mit ihrer Familie in Niederweimar, wo sie zunächst bei „Schelts“ (jetzt Altes Dorf Nr.16) in deren kleinem Wohnhaus untergebracht waren.

Wir kannten uns bis dahin nicht. Sie lebte in Niederweimar mit ihrer Familie und ich mit meiner Familie in einem kleinen Bauernhof in Bauerbach. Dort half Vater gelegentlich in der Landwirtschaft mit. Dadurch konnte er sich dort satt essen und für uns blieb oftmals auch noch etwas übrig. So erhielten wir mal einen Liter Milch, auch mal Kartoffeln, was uns natürlich sehr hilfreich war.

Das „täglich Brot“ war das Wichtigste zum Überleben in der damaligen Zeit. Arbeitete Vater auf dem Hof des Bauern und aß dort auch mit, ließ er oftmals auf seinem Teller etwas übrig, was er uns dann mitbrachte. Auch die einheimische Bevölkerung hatte unter der Ernährungsnot zu leiden.“

Hans Schneider: Wie war das nun mit Ihrer Frau?

Herr Lein: Meine Frau und ich haben uns im Lager Damm kennen gelernt. Hier trafen sich viele Landsleute beim Tanz. Man war unter sich. Geheiratet haben wir im Jahr 1956 und fanden vorerst bei Anton Lotz in Niederweimar, Bahnhofstraße, eine Wohnung, in der auch unser Sohn Harald geboren wurde. Später zogen wir in den Brückenweg um, wo wir bis zum Jahr 1980 wohnten.

Meine im Sudetenland begonnene Lehre als Schneider hatte ich hier in Deutschland mit der Erreichung des Gesellenbriefes zu Ende bringen können. Auch war ich noch mehrere Jahre in

diesem Beruf tätig. Meine Eltern und mein Bruder haben sich in Bauerbach angesiedelt und sind dort sesshaft geworden.“



Frau und Herr
Lein nach ihrer
Hochzeit im Jahr
1955

Hans Schneider: Herr Lein, wie beurteilen Sie heute die Vertreibung aus Ihrer Heimat, nach dem fast 60-Jahre vergangen sind und Sie und Ihre Familie doch Hab und Gut verloren haben. Würden sie wieder zurück gehen wollen, wenn man Ihnen Ihr Verlorenes zurück geben würde?

Herr Lein: Wir haben uns nach dieser langen Zeit hier eingelebt. Auch meine Familienangehörigen sind hier sesshaft geworden. Es ist vielleicht möglich, dass wir heute in das Sudetenland zurück kehren könnten. Aber wohin? Wir wären dann Fremde dort. Wir müssten uns neu einrichten. Nein, wir würden nicht mehr dorthin gehen, auch wenn wir Verlorenes erstattet bekämen.

Aufgenommen für den Geschichtsverein Weimar im Februar 2003

Tagebuchaufzeichnungen von Elisabeth Heuser (Greifs) aus Roth

vom Februar 1945 bis April 1945

24. Februar Wir haben unseren Keller abgestützt.
09. März Marburg wurde angegriffen.
11. März Bei Marburg hat ein Einzelflieger einen Benzinwagen getroffen; ein großes Feuer, bei uns war es taghell.
12. März: ziemlich ruhig
13. März: schwerer Angriff auf Marburg und Cappel, viel abgebrannt, um unser Dorf herum sind viele Spreng- und Brandbomben gefallen.
14. März-. Abends drei Angriffszeichen über unserem Dorf, eine schwere Bombe ist in Niederhöfers Garten gefallen.
15. März: Nichts ernstliches.
16. März: Feindliche Jäger flogen durch das Lahntal
18. März Anfang Bau des Erdbunkers in "Seipe" Garten.
19. März: Morgens um 8 Uhr schon Bordwaffen-Beschuss auf die Bahnstrecke Fronhausen, Niederwalgern und überall hin.
20. März: Nachmittags schwerer Bordwaffen-Beschuss
21. März: Bin nachmittags vom Biegen zweimal nach Hause gelaufen wegen feindlicher Jäger
22. März: Morgens um Viertel vor 4 Uhr aufgestanden wegen schweren Fliegerverbänden, die über unser Dorf flogen. Um 12 Uhr sehr schwerer Angriff mit Bomben und Bord-Waffen auf die Bahnstrecke.
23. März: Den ganzen Morgen feindliche Jäger. Mittags war bis jetzt der schwerste Angriff in Fronhausen. Vier Scheunen sind abgebrannt

Aufgeschrieben am 02. April 1945.

Wir haben aufregende und sorgenvolle Tage und Stunden hinter uns. Von Sonntag an gab es die tollsten Gerüchte, da sollte der Amerikaner in Limburg, Hanau, Herhorn und Gießen sein, aber keiner wollte es glauben. Dienstag kamen noch einmal deutsche Soldaten von mittags bis nachts um 3 Uhr. Sie waren sehr müde.

Den 28. März werden wir nie vergessen. Wir waren gerade aufgestanden, da fielen schon Schüsse. Es hieß, die Panzer sind in Fronhausen. Im selben Moment gab es schon MG-Feuer zum Dorf herein, wobei "Wenze" alte Frau den Tod fand.

Wir liegen alle in dem Erdbunker in "Seipe" Garten und schon rollten die ersten Panzer ins Dorf, 15 Stück. Wir blieben im Bunker dort bis gegen 11 Uhr. Es kamen ein paar mal Kontrollen wegen deutscher Soldaten. Diese Nacht gingen wir nicht ins Bett - es war alles so unheimlich. Morgens um 4 Uhr fuhren die Panzer wieder weg. Donnerstag nachmittag kamen deutsche Jäger und beschossen die Gegend. Am Donnerstag kam die erste Verordnung: Waffen jeder Art und sämtliche Photoapparate mussten um 12 Uhr auf dem Bürgermeisteramt abgegeben werden. Alle Zivilpersonen durften sich von 6 Uhr abends bis 7 Uhr morgens nicht auf die Straße wagen.

Am Karfreitag bauten sie um das Dorf herum Flakstellungen auf Samstag fuhren die auch wieder weg.

Am zweiten Oster-Feiertrag gab es den Befehl zum Räumen. Die alte und die neue Schule, Schulgehans (jetzt Weimar), Pfeffers, Muths (vormals Plims), Ernste (jetzt Moderer) mussten ausziehen.

Auf dem Schulhof wurde eine Autowerkstatt eingerichtet und so waren jede Nacht 40 - 50 Autos im Dorf.

Dienstag, 14. April: Nun sind es morgen schon drei Wochen, dass der Amerikaner hier ist. Die Autowerkstatt ist wieder fort und die Leute konnten wieder in ihre Häuser. Es haben sich hier noch viele Soldaten gestellt. Sie kamen dann in "Hankurts"-Keller (Weisbrod an der Brücke), bis sie abgeholt wurden. Ein Soldat wurde hier noch erschossen.

20. April: Es ist keine Besatzung mehr in unserem Dorf. Wir dürfen uns nicht beschweren. Es ist keiner frech geworden, sie waren alle sehr anständig und es hat keiner etwas geholt oder mitgenommen. Seit gestern haben wir wieder Strom und Licht und können nun wieder hören, was in der Welt vorgeht.

In der Goldbach hatten sie ein großes Feldlazarett eingerichtet. Es sah vom Geiersberg aus wie ein Dorf. Man sagte, es beherberge 900 Mann. Ab und zu kam einer ins Dorf und fragte, ob er ein Ei (Äck = egg) kriegen könne.

Der ganze Verkehr auf der Bahn lag still. Dort sah alles sehr schlimm aus. Beim Doppelhaus stand ein Güterzug, da haben wir eine ganz dicke Rolle Papier und Schmierseife geholt.

Vor Wolfshausen hatten die Amerikaner ein Sammellager deutsche Soldaten (auf einer Viehweide zwischen Dorf und Lahn) eingerichtet. Täglich wurden viele Lastwagen voller Soldaten weggefahren, wahrscheinlich in größere Kriegsgefangenenlager.

[Wir beenden hier die Tagebuchaufzeichnungen der Elisabeth Heuser über die letzten Kriegstage in Roth und sind ihr dankbar, dass sie in dieser schweren Zeit dies alles niedergeschrieben hat.]

Die Bunker in Roth

von Otto Weimar

Zum Ende des 2. Weltkrieges, Anfang März 1945, entschloss man sich in Roth, zum Schutz der Einwohner zusätzlich Bunker zu bauen. Alle höheren Keller waren schon durch Abstützen der Kellerdecken als "Luftschutzräume" gesichert. Auch der Hochwasserdurchlass durch die Straße nach Niederwalgern an der jetzigen Pumpstation gegenüber der Lahnbrücke war schon als "Luftschutz-Bunker" ausgebaut.

So wurden unter Mithilfe aller arbeitsfähigen Frauen und älteren Männer - die jüngeren Männer waren im Krieg - angefangen, drei "Erdunker" auszugraben. Der erste befand sich in "Seipe" Garten (Jakob Junk, Lahnstr. 7). Ein zweiter war in "Bettches" Garten (heute - Hermann Schnabel, Unter der Linde 2). In diesen Bunkern konnten die Einwohner Schutz suchen. Ein dritter Bunker sollte in "Petersch" Garten (Jakob Ruth, Unter der Linde 3) gebaut werden; er konnte vor Kriegsende jedoch nur noch ausgegraben werden. Die "Erdunker" waren ca. 2 Meter breit, ca. 10 Meter lang und ca. 2 Meter tief in die Erde gegraben. Die Wände waren aus Rundhölzern abgestützt. Diese dienten als Stütze für die Decke, bis mit zwei bis drei Schichten Rundhölzern abgedeckt wurde. Darauf kam die Erde als Abdeckung. Alle Bunker hatten zwei Ein- bzw. Ausgänge.

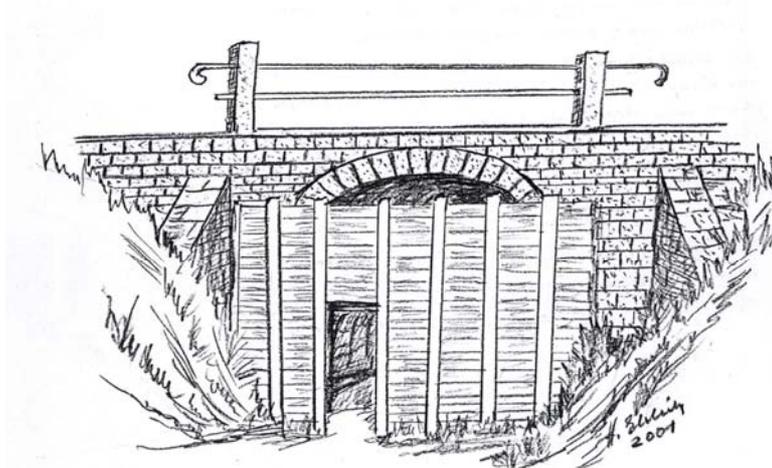
Ob diese "Erdunker" einen wirklichen Schutz boten, ist fraglich, denn bei einem höheren Grundwasserstand liefen sie voll Wasser. Die Bunker wurden wieder zugeschüttet und heute ist nichts mehr sichtbar.

Erläuterungen zur Zeichnung von Heinrich Ehlich

Der Flutdurchlass I an der Lahnbrücke war in den Kriegsjahren 1940 – 1945 zu einem Splitter-Schutz-Stollen umgebaut worden.

Der Durchlass war 2,50 m breit und in der Tiefe der Straße von ca. 5,00 m. Vor den Eingängen hatte man Balken und Bohlen doppelt aufgebaut und zur Lahnseite hin mit Sand verfüllt.

Das Ganze sah ungefähr so aus wie in der Zeichnung von Heinrich Ehlich dargestellt. Als Zeitzeuge konnte sich Otto Weimar noch an dieses erinnern; er stellte auch die Unterlagen zu der Zeichnung zur Verfügung.



Alkoholplünderung in der Lauerschen Brennerei 1945

Am 29. März 1945 wurde Landwirt Heinrich Heuser in Niederwalgern (Bremersch) von der amerikanischen Militärverwaltung zum Bürgermeister ernannt. Die handschriftliche Bestätigung ist im Gemeindearchiv erhalten und hat den Wortlaut: *„Identity Card # 02-103-1-4 and picture. Niederwalgern 29 March 1945. This is to identify the new Burgermeister, Heinrich Heuser of this town. No one in this town has permission to circulate between 1800 and 0730. By order of the American Mil[itary] Commander by W[illia]m. Rhett Jaher, Major, Infantry Mil[itary]. Gov[ernment]. Officer.“* Der neueingesetzte Bürgermeister wurde also zugleich mit der für die Militärverwaltung wichtigsten Aufgabe und Befugnis ausgestattet, das Ausgangsverbot (für die Zeit zwischen 18 und 7.30 Uhr) der Bevölkerung zu vermitteln (des „Zirkulierens“ auf den Straßen, wie es das angelsächsische „to circulate“ so anschaulich ausdrückt).

Am 16. April 1945 ersuchte der eine Woche zuvor von der Alliierten Militärregierung eingesetzte Landrat von Boxberger die von durchkommenden amerikanischen Truppenverbänden ernannten oder von der Bevölkerung neu gewählten Bürgermeister des Kreises, sich bei nächster Gelegenheit persönlich vorzustellen, aber sofort schriftlich ihre Personalien zu melden. Da der regelmäßige Postverkehr noch nicht wieder im Gange sei, sollten Nachrichten entweder durch Boten oder über den Kreisbauernvorstand und die Ortsbauernvorstände mitgeteilt werden (womit der mühsame Aufbau von Verwaltungsstrukturen bereits angedeutet ist). Er bat ausdrücklich darum, *„sich zunächst auf nur wirklich wichtige Dinge zu beschränken“*.

Als eine solche wichtige Mitteilung muss Bürgermeister Heuser die Meldung aufgefasst haben, die er (neben weiteren Berichten) am 23. April an die Militär-Verwaltung Marburg richtete. Sonnabend den 21. April sei der Bauer Klinker (Lauersch) abends 8 Uhr *„unter Bedrohung mit der Waffe zur Herausgabe von Wein oder 90% Alkohol gezwungen [worden], trotzdem keinerlei Vorräte hier mehr vorhanden waren“*; ausdrücklich bemerkte er noch, dass die Vorräte an Wein und Alkohol (also Schnaps) bereits geplündert gewesen seien. Und er fügte hinzu: *„Im Interesse der Krankheit- und Seuchenverhütung teile ich mit, dass auf dem Hofe Klinker wo der Alkohol lagerte durch die Unvorsichtigkeit viel Alkohol in den Keller in dem sich Abwässer und Unrat befinden geflossen ist. Diese Flüssigkeit welche äusserst gesundheitsschädlich ist, wird trotz allem Abreden in Behälter gefüllt und getrunken.“* Der Lauersche Hof mit seiner eigenen Brennerei dürfte tatsächlich über größere Vorräte an Spirituosen verfügt haben. Auch der Firma T. Weber & Co. (Annekaths) bescheinigte Bürgermeister Heuser, sie habe größere Mengen Wein in Fässern und Flaschen durch Plünderung verloren, die *„zum Teil weggeholt, zum Teil durch Willkür vernichtet“* worden seien. Der amerikanische Commander im Ort, Major Hine, habe dieses *„eingesehen, aber nicht[s] mehr ausrichten können.“*

Die Vorfälle zeigen sehr eindrücklich die doppelten Funktionen des instrumentalen Trinkens, die mit Kriegsende und Notzeit relevant wurden: der Rausch als Betäubung des Empfindens und Erinnerns – und der Trunk als Bekämpfung des Hungers. Dass selbst die verunreinigten Lachen des ausgelaufenen Alkohols noch weggeholt wurden, lässt erkennen, dass nicht der Alkoholgenuss (im wörtlichen Sinne des ‚Genießens‘) beabsichtigt war. Denn wenn unter den Plünderern nicht nur Alkoholranke gewesen sind (also eine Drogen-Beschaffungskriminalität darin gesehen werden muss), dann drückt sich darin vielleicht das (im einzelnen sicher sehr unterschiedlich motivierte) Bedürfnis von Menschen aus, den Krieg zu vergessen, aber auch das Anliegen, die knappen Nahrungsressourcen zu ergänzen.

Siegfried Becker

Ein Bericht über „orientalisches Treiben“ im Zivilarbeitslager Damm 1947

Im Gemeindearchiv Weimar befindet sich ein Schreiben, das Bürgermeister Heuser von Niederwalgern am 3. März 1947 an den Landrat in Marburg richtete unter dem Betreff *„Zustände im Zivil-Arbeitslager Damm, Landkreis Marburg“*. Dieses ehemalige RAD-Lager (also errichtet für den Reichsarbeitsdienst im Nationalsozialismus) war von der amerikanischen Militärverwaltung in ein Zivilarbeitslager umgewandelt worden, in dem *„Soldaten der ehemaligen Deutschen Wehrmacht“* untergebracht waren, *„die sich noch für eine gewisse Zeit zur Arbeitsleistung in amerikanischen Diensten verpflichtet haben und nicht in ihre Heimat (Ostgebiete) zurück können bzw. auch nicht zurück wollen“*. Dieses Lager habe eine eigene Lagerleitung, die sich (und darauf hob Heuser ausdrücklich ab) *„an keine bestehenden deutschen Gesetze und Ordnungen gebunden“* sähe.

So hielte man sich nicht an die für konzessionierte Lokale geltende Genehmigungspflicht *„zur Abhaltung von Tanz und sonstigen Lustbarkeiten“* und an die Verpflichtung zur Abgabe von Steuern – *„dies wird im Lager m.W. absolut nicht beachtet“*. Auch würde die Polizeistunde nicht eingehalten, im Lager fänden *„Tanz und Vergnügungen am laufenden Band statt“*. Er selbst habe festgestellt, *„dass junge Mädchen erst Morgens gegen 7 Uhr von den dort stattfindenden Vergnügen zurückkehren und es ist keine Seltenheit wenn es 3 oder 4 Uhr Morgens ist. Ob die abgehaltenen Tanzvergnügen solange dauern, ist mir nicht bekannt.“*

Darin klingt, sicher bewusst beabsichtigt, der Vorwurf sexueller Exzesse an, der auch noch etwas deutlicher formuliert wird. Denn neben der Stromvergeudung, die er ausdrücklich kritisierte, thematisierte Heuser den Aufenthalt der jungen Menschen, insbesondere der Mädchen, und regte eine polizeiliche Kontrolle an, sei es doch *„unverantwortlich, wenn man sieht, wie junge Mädchen die Zucht ihres Elternhauses trotz aller möglichen guten Ermahnungen in den Wind schlagen und diese der Oeffentlichkeit recht zweifelhaften Vergnügungen wöchentlich besuchen. Schon manches junge Mädchen hat sich seine Jugend dort verscherzt und die Eltern sind dann die Leidtragenden, denn die Verführer suchen dann leider ihr sicheres Entkommen in der russischen Zone. Es ist daher dringend erforderlich und im Interesse der gesamten Umgebung von Damm, diesem orientalischen Treiben dort besser auf die Finger zu sehen, die Zustände abstellen, und wenn möglich das Lager anderen Zwecken zugänglich zu machen. Es eignet sich entsprechend seiner Lage ganz vorzüglich als Flüchtlingsunterkunft bzw. als Erholungsstätte für lungenkranke Personen.“*

Warum lohnt es, dieses Zeitdokument etwas näher zu betrachten? Es ist sicher weniger eine Quelle für den wirklichen Alltag im Lager, denn der Bericht wird weithin auf Hörensagen beruhen (Heuser schränkte ja selbst das Berichtete ein: *„meines Wissens“*, *„ist mir nicht bekannt“*). Viel wichtiger ist die Bedeutung des Berichts als Quelle für die Wahrnehmung des Geschehens.

Das Ende der Diktatur hatte auch einen Verlust der Akzeptanz von Ordnungsmustern, der *„deutschen Gesetze und Ordnungen“* zur Folge: die *„Zucht des Elternhauses“*, die Heuser anführt, wurde von den Jugendlichen nicht mehr als selbstverständliche Autoritätsinstanz anerkannt. Was für die Jugendkulturen der fünfziger Jahre dann bezeichnend werden sollte, sich von tradierten Wertvorstellungen zu emanzipieren, in Musik und Mode eigene Stile zu finden, deutet sich hier im Freizeitverhalten bereits an: in einem Freizeitverhalten, das von den Erwachsenen als Missachtung ihrer Moralvorstellungen, wenn nicht gar als Auflehnung wahrgenommen wurde.

Siegfried Becker



Stedebach

Dicht an der Gemeindegrenze Stedebach-Damm wurde im November 1935 ein Reichsarbeitsdienst-Lager errichtet, von dem heute nur noch Reste zu sehen sind.

Die Männer des Reichsarbeitsdienstes wurden in den umliegenden Gemeinden zum Wegebau und anderen Arbeiten eingesetzt. Ausserdem erhielten sie eine straffe vormilitärische Ausbildung.

Nach 1945 dienten die Gebäude des Lagers Damm vielen ehemaligen Soldaten und heimatlosen Leuten als "Zuhause".

Die Zeichnung wurde nach einem alten Foto von Heinr. Ehrlich angefertigt.

Meine Erinnerungen als knapp Zehnjähriger an das Ende des Krieges 1945

von Hans Schneider

Einzug der Amerikaner als Besatzungsmacht! Am 28. März 1945, gegen 8,30 Uhr, rollten die ersten damals feindlichen Fahrzeuge in unser Dorf Niederweimar ein. Es waren die Amerikaner. Die Dorfbewohner waren vorbereitet, denn die Nachrichten verbreiteten das Vorrücken der gegnerischen Armeen. Bei uns und in der Nachbarschaft sowie im ganzen Dorf hissten die Bewohner an ihren Häusern weiße Fahnen; ein Zeichen der Ergebenheit. Wenngleich die große Mehrheit der Bevölkerung über das Ende der Schreckensherrschaft und über das Ende des Krieges erfreut war, so hörte man auch verzweifelte Stimmen über das, was nun wohl kommen möge. So erinnere ich mich an unsere Nachbarin, die alte Lehrersfrau, die aus dem Dachbodenfenster des Schulgebäudes heraus den zurückziehenden deutschen Truppen am Tag zuvor zurief: "Ihr Feiglinge ihr Verräter, anstatt zu fliehen, solltet ihr dem Feind entgegen wirken" usw. Später sah man, dass der Überlegenheit des Gegners nichts mehr entgegen zu setzen war.

Tags zuvor und in der darauf folgenden Nacht sowie ganz besonders am frühen Morgen des 28.3.1945, waren die Strassen überfüllt mit zurückziehenden deutschen Truppen. Es war ein wüstes Durcheinander der vielschichtigen Fahrzeuge von Pferdefuhrwerken bis hin zu den Panzerfahrzeugen. Etwa am 26.3.1945 hatte sich ein Trupp deutscher Soldaten, von ca. 15 an der Zahl, in der benachbarten Schule und in unserem Haus einquartiert. Sie trugen dunkelblaue Uniformen mit uns nicht bekannten Hoheitsabzeichen. Mein Vater, der wegen Schwerhörigkeit vom Kriegsdienst zurückkam, konnte die Soldaten mit diesen dunklen Uniformen keiner Einheit zuordnen. Drei schwer beladene Pferdewagen standen in unserer Scheune. Die Pferde hierzu waren bei Bauer Peter Müller untergebracht. Zwei der Soldaten mit hohen Rangabzeichen übernachteten in dem Schlafzimmer meiner Eltern, wobei wir uns, die ganze Familie mit Opa und Hausgehilfin in den niedrigen Kellern des Hauses einquartiert hatten. Dort übernachteten wir bereits seit einer Woche wegen den nächtlichen Fliegerangriffe. Im stillen wussten wir aber, dass wir hier in dem lehmgebauten Fachwerkhaus keinen Schutz vor schweren Einschlägen hatten. Die weiteren Soldaten hatten sich in den Klassenräumen der benachbarten Schule einquartiert.

Mein Vater sprach auf die Soldaten ein und empfahl ihnen, doch möglichst bald wegen dem zu erwartenden eintreffenden Gegner aufzubrechen und weiter zu ziehen. Er sah uns bedroht, würden die Alliierten diese Fahrzeuge bei uns noch antreffen. Aber die Soldaten hatten es nicht so eilig. Ich erinnere mich noch bestens daran, dass die Einheit in unserer Waschküche ihr Abendessen zubereitete. Die Soldaten erbaten sich Milch zum Kakao kochen. Den Geruch des deftigen Gulaschs spüre ich noch in meiner Nase. Natürlich bekamen wir alle etwas davon ab. Für mich und meinen Bruder war dies etwas besonderes, denn wir Kinder (er 5 Jahre und ich knapp 10 Jahre) konnten uns nicht erinnern, dass wir ein solches Essen schon jemals erhalten hatten.

Zu später Stunde inspizierten meine Eltern die bepackten Wagen in unserer Scheune. In der damaligen Zeit, wo viele Waren des täglichen Bedarfs nur selten oder überhaupt nicht erhältlich waren, konnten wir kaum glauben, dass es so etwas noch gibt. Da gab es beste Bekleidungsstücke, Woldecken, Schuhe, alles neue Sachen. Ebenso Nahrungsmittel wie Reis und Nudeln, Fleischwaren in Dosen und vieles mehr. Meine Eltern waren der Auffassung, daß sich diese Soldaten in dem Durcheinander des Rückzuges von der Truppe entfernt hatten und die gestapelten Waren in ihre Heimat, die in der Nähe von Berlin sein sollte, schaffen wollten.

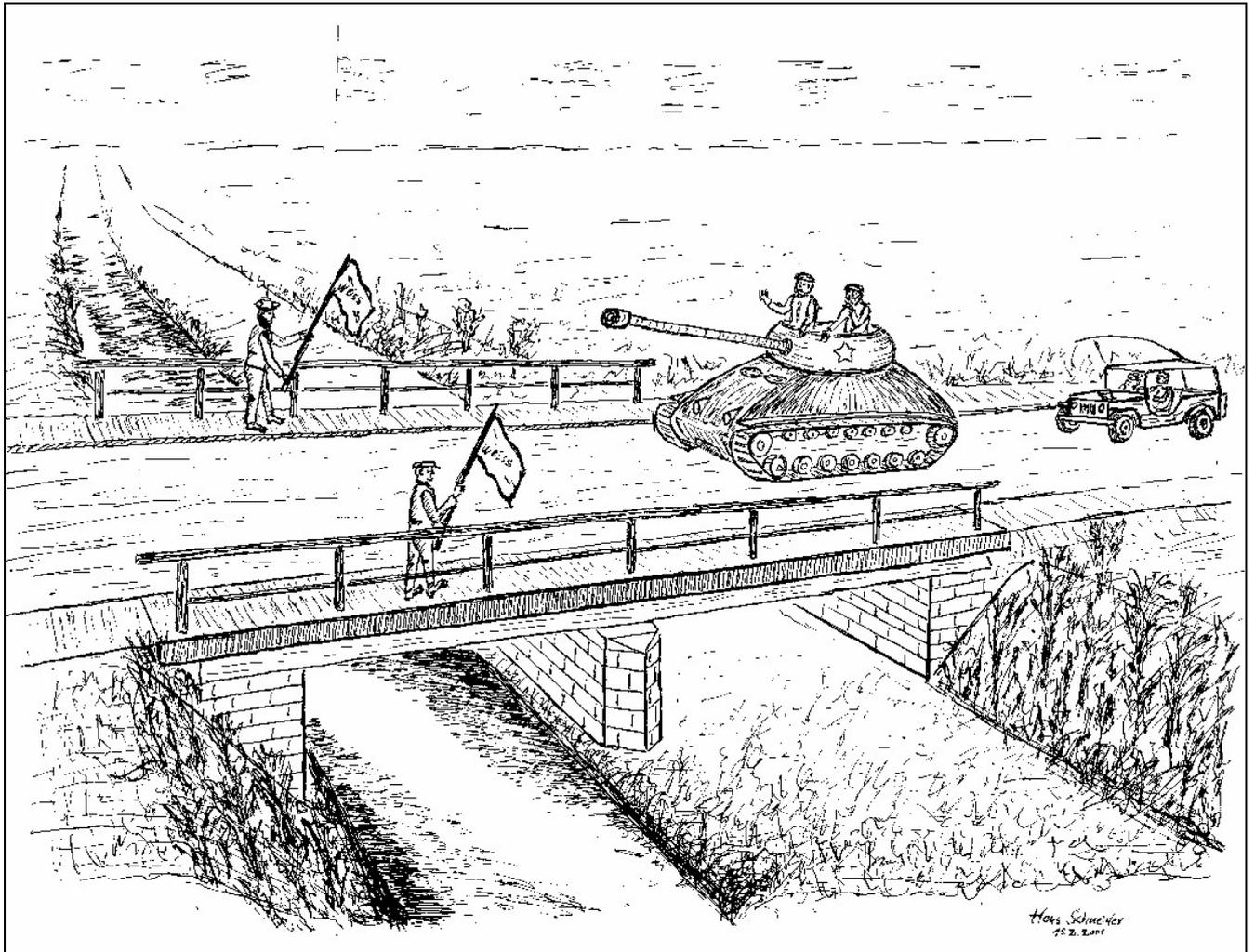
Etwa eine Stunde bevor die ersten amerikanischen Fahrzeuge bei uns eintrafen, machten sich die deutschen Soldaten mit ihren Pferden und Wagen auf ihre Weiterfahrt. Wir erfuhren einige Zeit später, dass die drei bepackten Wagen in der Nähe von Cölbe gesprengt worden seien. Wahrscheinlich wurden sie von dem damaligen Gegner eingeholt.

Zur gleichen Zeit, als diese Wagen die Weiterfahrt antraten, trafen sich einige ältere Nachbarn und sonstige Dorfbewohner - mein Großvater war plötzlich auch dazwischen - und brachen die alte Tanzhalle der Gastwirtschaft Kuhn (heute Weimarer Hof) nebenan auf. In dieser Halle (sie wurde später wegen Baufälligkeit abgerissen) hatte die Wehrmacht ein kleines Depot vor noch nicht all zu langer Zeit eingerichtet. Mein Großvater hatte zum Aufbruch die notwendigen Werkzeuge parat. Als Neunjähriger wurde ich beiseite gestoßen, als es darum ging, die besten Stücke, sei es Bekleidung, Essen oder Rauchwaren zu hamstern. Meinem Großvater, der die geschlossenen Kisten mit seinen Werkzeugen aufbrach, blieb meistens nichts oder nur wenig übrig. Bis er sich umsah, war die Kiste jeweils geräubert. Oftmals hat er darüber später noch berichtet und geschimpft.

Aus den mitgebrachten Wehrmachtsbekleidungsstücken hat unsere Mutter für uns Kinder später Hosen und Jacken genäht. Opa war es gelungen, zwei große Pakete mit Zigaretten in Sicherheit zu bringen. Da er keine Zigaretten sondern hin und wieder mal eine Zigarre rauchte, dienten diese Zigaretten über mehrere Jahre als Tauschobjekt. Eine der großen stabilen Kisten schleppte Opa später nach Hause. Sie fand Verwendung als Schrotkasten für Viehfutter und steht heute nach 60 Jahren noch immer an der gleicher Stelle.

Ein weiteres für unseren Ort nennenswertes Ereignis sei hier festgehalten. Der Zeitzeuge Kurt Gerlach berichtet mir von einem Ereignis, das er für unsere Gemeinde von großer Bedeutung hielt "Als Vierzehnjähriger war ich mit dem gleichaltrigen Sohn des damaligen Bürgermeisters befreundet. Tage vor dem Eintreffen der späteren Besatzungsmacht bin ich und der Sohn vom Bürgermeister Zeuge, wie fünf in Uniform gekleidete hochrangige Soldaten der Wehrmacht auf dem Hof des Bürgermeisters eintrafen um diesen zu sprechen. Die Besucher trugen ihre Dienstwaffen. Als der Bürgermeister diese auf dem Hof begrüßte, merkten mein Schulfreund und ich an den eisigen Mienen der Gesichter, dass hier über etwas Schwieriges zu verhandeln war. Wir merkten, dass auch der Bürgermeister seine Dienstpistole in der Tasche trug und sie mit der Hand festhielt. In dem Gespräch wollten die Besucher erreichen, dass in Niederweimar eine Gegenwehr für die anrückenden Feinde geschaffen werden sollte, d.h. die Allnabrücke sollte gesprengt werden. Am oberen Weinberg (damals gab es dort noch keine Bebauung) seien Gefechtsgräben auszuheben und Abwehrgeschütze aufzustellen. Es wurden noch mehr Forderungen für die Vorverteidigung der Stadt Marburg erhoben. Der Bürgermeister erkannte, dass hiermit die Zerstörung des Ortes Niederweimar verbunden war. Diese Abwehrmaßnahme, welche die Einnahme der Stadt Marburg durch den Feind verhindern sollte, hätte die hiesige Bevölkerung in große Gefahr gebracht. Der Bürgermeister ließ erkennen, dass er dieses Vorgehen im Sinne der hiesigen Bevölkerung mit allen Mittel verhindern werde. Die Ablehnung brachte die Soldaten in Zorn, der so weit ging, den Bürgermeister abführen zu lassen. Ich hatte den Eindruck, jetzt erschießen sie ihn oder es passiert sonst etwas schlimmes," so Kurt Gerlach.

"Das Ortsoberrhaupt hatte auch seine Schusswaffe im Ansatz. Zu einer tätlichen Auseinandersetzung ist es dann doch nicht gekommen, da der Bürgermeister auf seine NSDAP-Mitgliedschaft und auf seine Funktion als Ortsgruppenführer verweisen konnte. Die Besucher rückten unverrichteter Dinge wieder ab. Am Tag, als die feindlichen Fahrzeuge eintrafen, stand der Bürgermeister zusammen mit meinem Vater(Gerlach) auf der Allnabrücke und hissten die weiße Fahne. Unser Dorf blieb Dank der beiden von einer Katastrophe verschont," so Kurt Gerlach.



Meine Zeichnung zeigt die eintreffenden feindlichen Fahrzeuge; sie wurden von dem damaligen Bürgermeister Müller und von dem späteren Bürgermeister Gerlach, mit weißen Fahnen zum Zeichen der Ergebenheit auf der Allnabrücke, empfangen.

In der Bevölkerung wurde in späteren Jahren von dieser so wichtigen Entscheidung des Bürgermeisters zur Rettung unseres Dorfes gesprochen. Gleichfalls bedauerten alle den nun für ihn folgende Leidensweg. Er wurde auf Grund seiner Mitgliedschaft in der NSDAP und seiner politischen Ämter nach der Besetzung des Dorfes durch die Amerikanern in das Konzentrationslager nach Darmstadt für etwa zwei Jahre gebracht, wo er an den Folgen der sich dort zugezogenen Krankheiten im Alter von 60 Jahren verstarb.

Das Dritte Reich war nun für uns zu Ende. Es wusste niemand so recht, wie sich das Verhältnis mit dem Noch-Gegner entwickeln werde. Daher hatten meine Eltern für die Ernährung, so gut es möglich war, Vorsorge getroffen. Wir hatten zirka zwei Wochen vor dem nahenden Ende des Krieges ein Schwein geschlachtet, natürlich mit Genehmigung.

Um den größten Teil dieser Ware zu sichern, hat Vater und Mutter den Einkochapparat mit Wurst und Fettwaren aus dieser Schlachtung vollgestopft und diesen hinter der Scheune im Garten vergraben. Diese Vorsicht war umsonst, denn die Soldaten der Siegermacht verhielten sich bei ihrem Eintreffen diszipliniert, soweit ich das als Zehnjähriger beurteilen konnte. Jedenfalls Tage darauf öffneten meine Eltern die Grube und brachten die "Reservenahrung" wieder zu Tage. Es wurde auch höchste Zeit, denn die luftdicht abgeschlossenen Fleischwaren fingen schon an schimmelig zu werden.

Gegen Mittag, am Tag des Eintreffens der Amerikaner, forderten zwei Soldaten meine Mutter auf, sie sollte ihnen Hühnereier zum Backen von Eierpfannkuchen geben. Ganz aufgeregt versuchte sie zu erklären, dass sie nicht die gewünschte Anzahl von ca. 20 Stück im Hause habe und so war es auch. Sie konnte den Soldaten dieses nicht auf Englisch erklären. Doch die Soldaten nahmen es gelassen, und ich hatte den Eindruck, sie hätten es verstanden. Flugs lief meine Mutter zum Nachbarn Grebe und lieh sich dort die fehlenden Eier aus, damit sie der Forderung nachkommen konnte. Dies geschah alles aus Angst vor evtl. Konsequenzen.

In der Scheune stand unser neuwertiges Sachs-Motorrad der Marke " Phänomen". Vater hatte es kurz vor Kriegsbeginn noch gekauft. Er ahnte schon, was die eintreffenden Gegner hiermit machen würden. Er traf Vorsorge, in dem er die Zündkerze heraus drehte, dafür einen Korkenstopfen einsetzte und die Kabelverbindung wieder anbrachte. Sehen konnte man dies nicht. Genau wie geahnt ist es gekommen.

Ich habe mit angesehen, wie das Motorrad von zwei jungen Amerikanern aus der Scheune herausgeschoben und betankt wurde. Zum Laufen brachten es die Soldaten jedoch nicht. Es konnte ja auch nicht gehen. Etwas mulmig war es mir schon zumute, denn ich kannte ja die listigen Hintergründe. Jedenfalls führte es dazu, dass unser Motorrad stehen blieb, und ich konnte zum Glück in späteren Jahren noch damit fahren.

In der Wiese des Nachbarn Koch und unterhalb des Friedhofs fuhren im Laufe des Tages am 28.3. 1945 Panzer auf und richteten ihre Kanonenrohre Richtung Weinberg. Es dauerte nicht lange und sie schossen. Das Ziel war nicht der Weinberg, sondern es galt der Stadt Marburg, wo sicherlich noch Verteidigung durchgeführt wurde. Die großen Geschosshülsen haben wir Schuljungen später eingesammelt und als Edelmetall verkauft.

Einige Tage nach dem Eintreffen der Amerikaner gab es die Anweisung, alle Waffen sowie Fotoapparate und Ferngläser auf dem Bürgermeisteramt abzugeben. Meine Eltern hatten wegen einer evtl. Kontrolle Angst, und Vater lieferte unser schönes Fernglas ab.

Dort wurde es auf einen Haufen zum Vernichten geworfen. Heute würde man nicht weiter darüber sprechen. Aber damals war ein Fernglas schon eine Rarität.

Mit dem Tag der Besetzung am 28.3.1945 war der Krieg für Niederweimar beendet. Hiermit endete auch für uns Kinder für eine geraume Zeit die Schulpflicht, denn das Schulgebäude wurde durch die Amerikaner besetzt.

Als Nachbar des Schulgrundstücks standen mein Bruder und ich oft am Zaun und sahen den Soldaten zu. Wenn Essenszeit war, fiel hin und wieder einmal etwas für uns ab. Neidvoll blickte ich meinen 5-jährigen Bruder dann an, wenn er Süßigkeiten bekam und ich als großer Junge nicht. Es war meistens der gleiche Soldat, der meinen Bruder versorgte. Er gab mir auf Nachfrage zu verstehen, dass er auch einen Sohn in diesem Alter mit diesen Löckchen habe.

Das war auch die Ursache, dass mein Bruder Heini von ihm bevorzugt beschenkt wurde. Erst nach ca. einem halben Jahr wurde der Schulbetrieb, zunächst nur mit zwei Hauptfächern, wieder aufgenommen. Rechnet man den Ausfall der Unterrichtsstunden während der Kriegszeit durch Bombardierungen hinzu, so ist uns Schülern ein spürbarer Nachteil in schulischer Ausbildung entstanden.

Die Mehrheit der Bevölkerung in der Bahnhofstrasse und auch Hauseigentümer in der Herborner Straße hatten andere Sorgen. Sie mussten nämlich ihre Häuser für die Besatzungsmacht räumen und sehen, wo sie Unterkunft erhalten konnten. Dies geschah in der Weise, dass der von der Militärregierung eingesetzte Bürgermeister freie Zimmer von der weiteren Bevölkerung in unserem Dorf beschlagnahmte.

In der Bahnhofstrasse hatte sich eine Kompanie oder Einheit, es waren meist farbige Soldaten, einquartiert. Der Zeitzeuge Ruppert Schnabel berichtet dem Unterzeichner auf Nachfrage, dass es sich um eine Versorgungseinheit gehandelt habe, die sehr diszipliniert gegenüber der dort verbliebenen Bevölkerung aufgetreten sei. Er erinnerte sich, dass ein hochrangiger Soldat des öfteren in ihren Lebensmittelladen oder in ihre Wohnung gekommen sei. Habe er eine Zigarette rauchen wollen, so habe er erst die Anwesenden dazu gefragt.

Diese Einheit blieb etwa ein halbes Jahr. Danach konnten die Eigentümer wieder in ihre Häuser einziehen

Die Jahre 1946 bis zum 28 Juni 1948 waren von Armut geprägt. In unserem Dorf und besonders auf dem Land mag die Situation erträglicher gewesen sein als in den Städten. Der Verlust ca. eines Viertels der Fläche des ehemaligen Deutschen Reiches, nämlich 111.000 Quadratkilometer mit den größten Städten Breslau in Schlesien, Stettin in Pommern und Königsberg in Ostpreußen an Polen und das heutige Russland hatte eine große Vertreibung der dort lebenden deutschen Bevölkerung zur Folge.

In der Anzahl der Vertriebenen waren auch die Deutschen aus dem Sudetenland enthalten, die noch Jahre nach Kriegsende ihre Heimat verlassen mussten. Diese Menschen mussten alle im restlichen Deutschland aufgenommen werden. Nach amtlichen Berichten waren es über elf Millionen Deutsche, für die vorübergehend eine Bleibe geschaffen werden musste.

Dazu wurden in den meisten Häusern unseres Dorfes und auch sonst im ganzen Land Räume beschlagnahmt. Dass dieses nicht alles reibungslos ablief, lässt sich leicht erklären. Erst in den fünfziger Jahren trat auf dem Wohnungsmarkt allmählich eine Verbesserung ein, als durch staatliche Hilfen neue Unterkünfte geschaffen werden konnten. Es entstanden in Städten und Gemeinden ganz neue Siedlungen, wie z. B. der Richtsberg in Marburg.

Mit der Währungsreform am 20. Juni 1948 änderte sich vieles schlagartig. Man konnte wieder Waren kaufen, aber dafür fehlte plötzlich das nötige Geld. Jeder Deutsche in den drei westlichen Besatzungszonen erhielt als Startgeld einen Betrag von 40,-- DM. Zu dieser Zeit gab es die Bundesrepublik als Teilstaat Deutschlands noch nicht.

Am 8. Mai 1949 wurde das vom parlamentarischen Rat beschlossene Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland durch die Volksvertretungen der beteiligten deutschen Länder angenommen. Aus dem von der Sowjetunion besetzten Teil Deutschlands entwickelte sich nun ein weiterer Staat auf deutschem Boden, nämlich die Deutsche Demokratische Republik (DDR) die mit der deutschen Wiedervereinigung im Herbst 1989 unterging.

Hiermit schließe ich meine Erinnerungen an das Ende des Krieges ab.

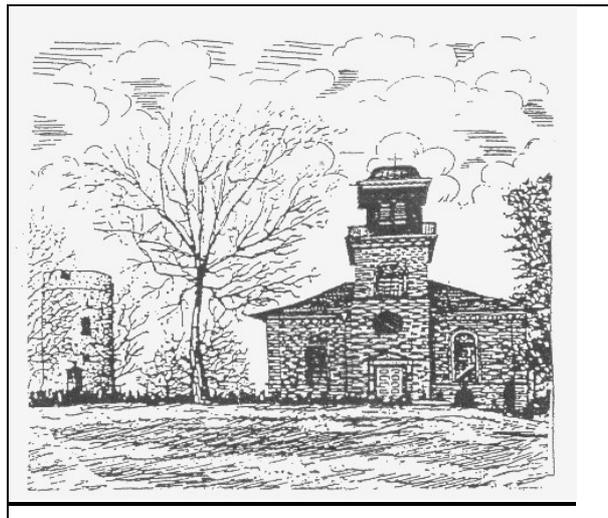
Johann Ludwig Matthäi aus Niederweimar Pfarrer in Wittelsberg

von Sigrid Schmidt, Hildesheim

Frau Dr. Sigrid Schmidt aus Hildesheim, die an ihrer Familienchronik arbeitet, stellte ihre Aufzeichnungen über das Leben und Wirken ihres Vorfahren, Johann Ludwig Matthäi, in ihren vielseitigen Papieren dem Geschichtsverein Weimar zur Verfügung. In dem Heft „Heimatswelt“ Nr. 23 vom Jahre 1988 ist bereits eine Abhandlung von der Familie Ruppert Matthäi erschienen, in der jedoch weniger auf den hier aufgeführten Sohn Ludwig eingegangen wurde. Die sehr interessanten Aufzeichnungen über Pfarrer Johann Ludwig Matthäi und eine Illustration eines Hess. Gemeindepfarrers der damaligen Zeit wollen wir Interessierten hiermit in verkürzter Form zum Lesen geben.

Hans Schneider

In den Kirchenbüchern von Wittelsberg ist zu lesen, dass der Bauernsohn (Sohn des Bürgermeisters) Johann Ludwig Matthäi aus Niederweimar Pfarrer in der dortigen Kirchengemeinde in den Jahren 1656 bis zu seinem Tod 1699 gewesen ist. Sein Vater Ruppert Matthäi, der mit der Pfarrerstochter Anna Eckel aus Gladenbach verheiratet war, hatte im Jahr 1632 einen landwirtschaftlichen Hof in Niederweimar für 800 Reichstaler erworben. Nach Hinweisen älterer Personen im Ort soll es sich um den heute noch bestehenden Hof der Familie Herrmann, Johann-Wichern-Straße, handeln. Belege hierfür liegen allerdings nicht vor.



Die Kirche von Wittelsberg, erbaut 1844.

Die Kirche, in der Pfarrer Johann Ludwig Matthäi in den Jahren 1656 bis 1699 tätig war, wurde zur gleichen Zeit sicherlich wegen Baufälligkeit abgebrochen. Sie stand auf dem Areal des heutigen Friedhof.

Jugend und Ausbildung

Johann Ludwig Matthäi war ein Sohn des Schultheißen (Bürgermeister) von Niederweimar, Ruppert Matthäus, der vor allem durch Bittschriften und Klagen wegen der Drangsale des Dreißigjährigen Krieges häufig in den Akten des Marburger Staatsarchivs erscheint (Bestand 17e Reizberg). Seine Herkunft konnte nicht geklärt werden. Er dürfte jedoch aus einer verhältnismäßig wohlhabenden Familie gekommen sein, weil er sich um 1632 in Niederweimar einen Hof für 800 Reichstaler kaufen konnte. Von 1632 - 1637/40 und dann wieder von 1645 bis zu seinem Tode ca. 1647 wirkte Ruppert Matthäus als Schultheiß von Niederweimar.

Er war verheiratet mit Anna Eckel aus Gladenbach, die aus einer alten hessischen Pfarrer- und Lehrerfamilie stammte. Aus dieser Ehe des Schultheißen gingen, soweit bekannt, drei Söhne hervor. Der älteste war Johann Ludwig (1631-1699),

Er wurde am 3.7.1631 in Marburg getauft und schon mit 10 Jahren, 1641, auch in Marburg konfirmiert. In Niederweimar erlebte er als kleines Kind die Kriegsschrecken wie Einquartierungen, Plünderungen und schließlich als knapp 15-Jähriger die Flucht nach Marburg, als am Pfingstsonntag 1646 Weigandt Dieffenbach mit seinen 30 „*mort- und Diebsgesellen*“ den Vater samt Familie umbringen wollte (17e Reizberg Nr. 24). In Marburg lebten sie äußerst kümmerlich, weil sie um alle ihre Habe gebracht waren und sich nicht aus der Stadt herauswagen durften, es wäre sonst für sie lebensgefährlich gewesen. Als der Vater wenige Monate später starb, war Ludwig gerade 16 Jahre alt. Über die Ausbildung von Ludwig ist nichts bekannt. Er wurde Pfarrer wie sein Großvater Eckel. Es war üblich, dass die Theologie-Studenten nach dem Examen zunächst in den Schuldienst gingen, ehe sie eine Pfarre erhielten. So finden wir auch Johann Ludwig als Lehrer, und zwar schon im Alter von 24 Jahren (1655) als „*Rector der Stadtschul zu Marburg*“ und „*Pfarrer zu Wehrda*“ (Inventarium S. 3). Nach der von D. Romeick zitierten Pfarrchronik von Goffelden versah er 1655-1656 in Wehrda das Vikariat.

Das Pfarrhaus in Wittelsberg

„*Anno 1656 den 15t. Julij*“ wurde er „*zu Wittelsberg undt Belterßhausen zu einem Pfarrer uffgeführt*“. Dort wirkte er 43 Jahre bis zu seinem Tode. Gleich bei seinem Amtsantritt richtete er ein neues Kirchenbuch ein (nachfolgend zitiert als KB). Es ist das älteste für Wittelsberg erhaltene und wird heute im Staatsarchiv Marburg aufbewahrt. Da er außer den nackten Daten vielerlei Dinge notierte, ist es eine wahre Fundgrube für die Zustände der Zeit. Außerdem legte er ein Verzeichnis aller Besitzungen der Pfarre an und vor allem der Einkünfte, die dem Pfarrer zustanden: das „*Inventarium aller Pfarrgüter, Zinsen undt anderer Commoditäten, derer ein Pfarrer zu Wittelsberg zu geniesen hatt, undt ich Johann Ludwig Matthei ietziger Zeit Pfarrer derselben durch Göttliche Verleihung von a(nn)o 1656 biß hieher geruhiglich genossen habe, wie folget, so zur Nachricht uffgeschrieben worden, den 19t 8bris (Oktober) 1692*“ (StAMR Bestand 319 Wittelsberg Nr. 2). Auch in diesem Buch schrieb er, wohl zur Erläuterung für seinen Nachfolger, von allerlei Problemfällen, um die Rechtslage darzustellen.

Als Ludwig Matthäi 1656 die Pfarrei übernahm, waren erst wenige Jahre nach der schlimmsten Zeit des Dreißigjährigen Krieges vergangen. 1646 hatten die Schweden die Kirche als Festung eingerichtet und dabei den Giebel heruntergeschlagen. Erst 1651 war er wieder aufgerichtet worden, so dass man erst ab 1652 die Kirche voll für Gottesdienste benutzen konnte. 1652 wurde auch das Strohdach entfernt und das Dach mit Schiefersteinen gedeckt. Sein Vorgänger Albrecht Otto Villinger hatte gleichzeitig die Pfarrstelle Rauisch-Holzhausen inne und versorgte Wittelsberg von dort aus. Als Ludwig Matthäi Wittelsberg besichtigte, musste er feststellen, dass nicht nur das unbewohnte Wohnhaus völlig verwahrlost war, sondern dass sein lieber Amtsbruder vor seinem Weggang kräftig alle Ressourcen geplündert hatte (Abschnitt nach Romeick).

Im „*Inventarium*“ (später zitiert als Inv., S. 27) schildert er den Zustand: „*Daß Pfarrhauß habe ich gantz öde undt wüst gefunden, daß eß auch einem Stall ähnlicher alß einem Wohnhauß außgesehen, undt ich nicht so viel darin gefunden, daß ich einmahl niedersitzen können; dahero genötiget worden, solches mit schweren Kosten und Einbußen in etwaß zu repariren.*“ Die Wohnungseinrichtung bestand aus eingebauten Holzgegenständen, die Möbel, dem engeren Wortsinn nach die „*Beweglichen*“, waren nur Zusätze. Für die Übernahme des Wassersteins (Spülsteins) in der Küche bezahlte er dem Vorgänger drei Gänse (Inv. S. 2).

Ferner gehörten zum Inventar der Pfarre: *„Eine alte zerrissene Bibel in folio. Dr. Crocii Misall Predigten in 4to (Quarto). Eine zinnerne Flasche von 2 ½ Maaß bezeichnet W.M.1693. Eine zinnerne Kann bezeichnet P.H.D.u.H. Ein halb silberner und kupferner Kelch so bei Kranken gebraucht wird. Ein kupferner verguldeter Kelch. Ein messing Tauf Becken. Eine leine Handquehle (ein besticktes Handtuch) bey der Tauff.“* In dem „Neuen Inventarium“, das der Nachfolger 1761 aufstellte, ist unter dem „Linnen“-Besitz der Pfarre außer einem „gebildeten Altartuch mit Spitzen“ ebenfalls „eine gebildete Handquehle zur Heiligen Tauffe“ Im Normalfall hatte die Pfarre eine kleine Büchersammlung, hier musste er fast alle Literatur sich selbst besorgen. Nicht einmal ein Gesangbuch war vorhanden.

Die Einkommen des Pfarrers

Ein wesentlicher Teil des Einkommens von einem Dorfpfarrer („*pars salarij*“) bestand im „*Ackerbau*“, in dem, was er selbst aus Pfarracker und -garten erwirtschaftete. Bei Matthäis Amtsübernahme lagen die Pfarrgüter „*noch halb wüste*“, denn sein Vorgänger ließ nur die besten Äcker bestellen.

Es folgt ein detailliertes Verzeichnis der Pfarräcker.

Dem Pfarrer standen Sachleistungen zu, die von der Bevölkerung zu erbringen waren. Aufgeführt wird hier vorrangig Federvieh. Auch zu Mahlzeiten wurde er eingeladen. So wird zitiert: *„Uff die Kirchweih, van der Castenmeister eine Mahlzeit bereitet, hatt der Pfarrer freye Zehrung und bekommt weiter nichts“*. An Bargeld erhielt der Wittelberger Pfarrer an „*Amptßgebühr*“:

20 alb. (Albus = Silbergroschen) von einer Leichpredig

20 alb. von einer Hochzeitpredig

15 alb. pro copulatione (der Hochzeit selbst)

10 alb. pro proclamatione (Aufgebot)

5 alb. pro testimonio (Bescheinigung)

10 alb. von einem Kindt zu tauffen

10 alb. von einem Kindt zu confirmiren.

Festgesetzt war auch, was ihm bei besonderen Anlässen aus dem Gotteskasten, d.h. der Kirchenkasse, spendiert werden musste:

„20 alb. uff die Möschter Kirchweih für 2 Maaß Wein

22 ½ alb. uff die 3 hohe Fest

16 alb. uff Johannis B.(Baptist) tag (24. Juni)“

Außerdem bezahlten sie ihm: *„29 alb. für Papier und die Castenrechnung zu schreiben“*.

Pfarrer Matthäi war oft argwöhnisch - mit Recht oder nicht, das müssen wir offen lassen - dass sein Grund und Boden zu seinen Ungunsten vermessen wäre.

Die Arbeit des Pfarrers: Das Hl. Abendmahl

Einen guten Teil seiner Zeit wird der Pfarrer damit verbracht haben, die ihm zustehenden Abgaben einzutreiben. Und man kann vermuten, dass ihn das so manches liebe Mal missliebig gemacht hat. Die häufige Erwähnung von dem Recht, an gewissen Festessen teilnehmen zu dürfen, zeigt, welche Bedeutung solch ein Essen im doch wohl kargen Alltag eines Dorfpfarrers hatte. In seine eigentliche Arbeit bekommen wir Einblicke durch die Eintragungen im Kirchenbuch. Bis 1692 führte er gewissenhaft Buch über die Zahl der Abendmahlsteilnehmer. Das Hl. Abendmahl wurde regelmäßig gehalten zu Neujahr, Gründonnerstag, Ostern, Pfingsten, um den 19. Sonntag nach Trinitatis (also im Oktober) und Weihnachten.

Die Teilnehmerzahlen sind in den Rubriken „Wittelsberg“, „Moischt“, „Beltershausen“ und „Capelle“ eingetragen, demnach fanden die Abendmahlsgottesdienste gesondert in diesen Orten statt.

In seinem ersten Dienstjahr 1657 nahmen teil:

Wittelsberg: Neujahr 11, Gründonnerstag 17, Ostern 24, Pfingsten 28, Oktober 12, Weihnachten 32;

Moischt: Neujahr 5, Gründonnerstag 4, Ostern 18, Pfingsten 11, 7. Oktober 4, Weihnachten 13;

Beltershausen: Neujahr 8, Gründonnerstag 10, Ostern 13, Pfingsten 16, Oktober 13, Weihnachten 24.

Es werden noch weitere Jahre aufgezählt. Der leichte Anstieg der durchschnittlichen Teilnehmer am Abendmahl wird den Bevölkerungsanstieg nach dem 30jährigen Krieg widerspiegeln. Besonders hohe Kommunikantenzahlen gab es zu Pfingsten, weil an diesem Tag gewöhnlich die Konfirmationen stattfanden. Aus allen Gemeinden zusammen wurden um die 10 Kinder konfirmiert. Sie sind namentlich aufgeführt und gewöhnlich nur der Name des Vaters dazugesetzt.

Die Überwachung der Moral der Gemeindemitglieder

Zur Aufgabe des Pfarrers gehörte es, über das sittliche Verhalten seiner Gemeindemitglieder zu wachen. In dem 1656-1692 geführten „*Verzeichniß derjenigen, so wegen grober mißhandlung öffentliche Kirchenpoenitenzen thun mußten*“ (KB S. 555-557) sind nicht etwa diejenigen dokumentarisch erfasst, die anderen körperliche Gewalt zufügten, sondern die, die schwere moralische Missetaten begangen hatten, nämlich es gewagt hatten, vor der Hochzeit sexuelle Beziehungen aufzunehmen. Solch ein Fall kam durchschnittlich einmal im Jahr dem Herrn Pfarrer zu Ohren. Bei resultierenden Schwangerschaften war die Angelegenheit nicht zu verbergen. Dann half alles nichts. „*Während der Predigt*“, also im Gottesdienst vor der versammelten Gemeinde, mussten beide „*Sünder*“, zum mindesten der Partner, der zur Gemeinde gehörte, Kirchenbuße leisten, reumütig seinen Fehltritt bekennen und Besserung geloben. Aber es brauchte gar keine Schwangerschaft eingetreten zu sein. Wie es in manchen Dörfern auch in anderen deutschen Gegenden bis ins frühe 20. Jh. hinein Gebrauch war, musste das Brautpaar vor der Trauung zur Beichte in des Herrn Pfarrers Studierzimmer erscheinen und auf die direkten Fragen hin bekennen, ob sie schon Verkehr gehabt hätten.

Noch mehr Platz nehmen im Kirchenbuch die komplizierten Fälle ein (S. 565-568). Meist ging es um Schwangerschaften und widerstrebende junge Männer. Da musste der Pfarrer helfen. Die Niederschriften sind nicht nur Dokumente von den Moralvorstellungen, sondern auch der Zustände der Zeit. Ein Bauersohn von Beltershausen, wird von einer schwangeren Frau beschuldigt, sie verführt zu haben. Er gibt die Tat zu, schiebt aber alle Schuld auf sie: Sie sei „... zu ihm in Stall für sein Bett kommen und ihn mit rütteln und schütteln, auch allerhandt schmeichelhafften (Worten ?) bewogen, mit ihr Unzucht zu treiben.“ Der junge Bauersohn hatte demnach sein Bett im Stall. (S. 567) Die Dienstmagd Margreta wurde „von ihrem Brodtherrn überredet“. Diese Person aber schiebt die Schuld auf einen andern. „Obwohl der Mann der Magdt nichtß gestehen will, auch ... des Sonnabends zu Morgen mit einem Schöpfenstiel ... geschlagen, so hatt er ... doch selbigen Abendt ... (mit ihr) Schanden getrieben.“ (S. 566-567).

Schlichten von Streit

Es gab auch anderen Streit zu schlichten. Eine Hausfrau hatte „ein Hempt nach der wasch uff einen Stall gehangen.“ Es war „durch den löchrigen Boden under in den Stall uff den Mist und Stroh gefallen“ und „von den Schweinen under daß Geströh“ verwühlt worden. Sie aber

hatte einen namentlich genannten Jungesellen, des Diebstahls bezichtigt. Diebstahl, der damals gelegentlich mit Todesstrafe geahndet wurde, galt als äußerst ehrenrührig. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung, dann aber vor dem Pfarrer zur Versöhnung. Sie gaben sich die Hand, und die Frau gelobte, künftig nichts als Gutes über den Jungen zu sagen. Der Pfarrer widmete dem Vorfall, der ihn entsprechend beschäftigt haben muss, eine ganze Seite im Kirchenbuch.

Ordnung in der Kirche

Weitere Aufgaben des Pfarrers betrafen die Verteilung der Sitzgelegenheiten in der Kirche. Nach altem Brauch wurden sie für bestimmte Personen reserviert, wenn diese eine gewisse Summe bezahlt hatten.

1662 übernahm „*Catharina, Johanniß Krämers Tochter zu Wittelsberg, ihrer Mutter Standt, weil dieselbige wegen Leibesunvermöglichkeit die Kirch nicht mehr besuchen können*“ und „*gab einen Ortsthaler*“. Das war der übliche Preis für die Bauersfrauen. Der Kühhirt zu Wittelsberg bezahlte nur ¼ Thaler für den Stand seiner Tochter. Meist werden die Plätze genau beschrieben: „*ist dieser Standt uff der ersten Bank*“ - des Kühhirts Tochter allerdings saß auf der vierten Bank (KB S. 559). Trotzdem muss es immer wieder Streitigkeiten gegeben haben.

Soweit ersichtlich, waren die „*Weiberständ*“ Plätze auf Bänken. Die Männer und besonders die Jugendlichen hatten ihren Platz auf der „*Bühne*“, der Empore. Beim Ostergottesdienst 1695 kam es zwischen den Burschen von Wittelsberg und Moischt zu einem Streit wegen der Plätze und zu einer Prügelei in der Kirche, die vor das Gericht gebracht wurde. Der Haupttäter bekam als Strafe 2 Tage Gefängnis und „*5 gülden Gold*“ und musste dazu die Gerichtskosten zahlen, andere kamen mit 1 Tag Gefängnis davon, weitere mit einem halben Tag Gefängnis. Der Schultheiß verfügte, dass „*die Junge Pursche ohn Unterschied der Orthe wo sie zu Hause sind, sich hinkünfftig nach der Ordnung, wie sie nacheinander jedesmahl in die Kirche kommen, alßo auch aneinander stellen und, biß die Kirche wieder auß ist, stehen pleiben, und sich keiner weiter zwischen andere (drängen) soll, sondern, wann die Bühne, da sie stehen, voll ist, die Zulezt kommenden alßdann .. sich auf die mittelste und hinterste Zwerchbühne verfügen und sich daselbst gleichfallß nach der Ordnung, wie sie kommen, stellen sollen.*“ (StA Marburg, Bestand 17e Wittelsberg Nr. 21). Einen Monat später wurden auf Anordnung des Schultheißen die „*Manßstände uff der Oberbühne verloset ... dergestalt, daß auß jedem Hauß nur eine Person auf der Forderbühne ... stehen*“ sollte, „*die Jungen uff der hintersten Bühne*“. Dann folgt die Namensliste der Männer, die vom Pfarrer und Schultheißen unterschrieben wurde (KB S. 551-552).

Instandhaltung der Gebäude

Ärger hatte der Pfarrer auch mit der Gemeinde, wenn es um die Instandsetzung der Pfarrgebäude ging. 1667 wurden die Meinungsverschiedenheiten aktenkundig. Es ging darum, inwieweit die Gemeinde unentgeltlich die Gebäude der Pfarrei unterhalten müsste. Geschehnisse werden aufgezeichnet, wobei die Justiz auch entscheiden musste.

Die Familie des Pastors Matthäi

Als Johann Ludwig Matthäi 1656 die Pfarrei Wittelsberg erhielt, konnte er daran denken, eine Familie zu gründen. Das KB Marburg verzeichnet die Heirat: „*1657, 8.4. proclamirt H. Johann Ludwig Matthaiei, pfarrer zu Wittelsberg und beltershaußen, Ruppert Matthaiei Schultheißen Seel. Sohn zu Weymar, und J(ungfrau) Kunigunda Burchard Briels Bürgers und*

Metzgers eheliche Tochter alhier.“ Später trug Pfarrer Matthäi in sein Kirchenbuch die Taufen seiner 10 Kinder und die Begräbnisse von 3 seiner Töchter ein.

Das Alter

Allmählich ließen die Kräfte des Pastors nach. Aber zu damaligen Zeiten gab es keine Pensionierung. Die Gemeinden konnten sich nur einen Pfarrer leisten. So musste er sich einen „Adjunkt“ nehmen. D.h. der alte Pfarrer musste auch mit dem jungen Pastor, der den größten Teil des Dienstes versah, sein Einkommen teilen. Wie oft werden da die jungen Pastoren beim Wachsen ihrer eigenen Familien heimlich ganz unchristlich gewünscht haben, dass der Alte doch endlich einschlafen möge! Vielleicht war aber im Wittelsberger Fall das Verhältnis rosiger, denn dieser Adjunkt wurde gleichzeitig sein Schwiegersohn, der seine jüngste Tochter ehelichte. Im Innendeckel des KB Wittelsberg ist (eingeklebt) seine Eintragung: *„Den 7t Maji 1696 ist Herr Johann Georg Leschhorn mir adjungiret und auf hochde (hochadelige?) gnädigste Verordnung als successor aufgeführt worden. So geschehen Wittelsberg ut supra
Joh. Ludwig Matthei Pfarrer“*

Es war seine letzte Eintragung. Drei Jahre später wurde im Totenbuch Wittelsberg am 27.5.1699 von anderer Hand eingetragen: *„Sonnabends den 27. Mai war Pfingstsonnabend abend zwischen 10 und 11 Uhr starb in seinem Erlöser Jesu Christo der wohllehrwürdige und wohlgelehrte Herr Johann Ludwig Matthei in die 43 Jahr gewesener treufleißiger Pfarrer und Seelsorger hiesige Pfarr Wittelsberg und Beltershausen und wurde den 31eiusdem beerdigt seines Alters 68 Jahr weniger 4 Wochen.“*

Die Stellung des Landpfarrers

Betrachtet man die Berufe der Verwandten und Paten, erkennt man deutlich die Zwischenstellung, die Pfarrer in jener Zeit im sozialen Netz innehatten.

Einesteils stammten sie aus der Oberschicht oder waren als Akademiker würdig, um selbst in eine Oberschicht einzuheiraten. Sie führten auch nicht den Pflug selbst. Andererseits hatten sie starke Beziehungen zur Handwerkerschicht.

Viele hessische Pfarrer des 17. Jh. waren Handwerkersöhne, heirateten wie Johann Ludwig Matthäi Handwerkertöchter oder ihre Söhne wurden, wie seine Söhne Burkhard und Peter, Handwerker. Wiederum zeigt das, wie angesehen in jenen Zeiten die Handwerksmeister waren, sie verfügten ja häufig über einflussreiche Stellen im Rat der Stadt.

Auch die Kaufleute, zum mindesten die wohlhabenden, die „Handelsleute“, gehörten zu diesem Kreis. Der Dorfpfarrer war ganz auf die Stadt ausgerichtet und hatte zu den Bauern keinen gesellschaftlichen Kontakt, sondern höchstens zu den höheren Verwaltungsbeamten auf dem Lande.

(Für den Geschichtsverein Weimar bearbeitet von Hans Schneider)

Konversion des Juden Feist von Roth 1755

von Siegfried Becker

In den Akten der Lutherischen Superintendentur Marburg befindet sich als Einlage in einem Vorgang zur Visitation der Kirche in Roth ein Schreiben des Konsistoriums aus dem Jahr 1754, das Bezug nimmt auf ein Gesuch des Pfarrers Volmar von Elnhausen und an den "*Ehrwürdigen und hochgelahrten Unserm besonders guten freund Superintendent Junghenn zu Marburg*" adressiert ist (StAMR 318: 331). Dieses Schreiben soll, da der darin beschriebene Fall nachstehend zu interpretieren und in den rechts- und kulturgeschichtlichen Zusammenhang einzuordnen sein wird, zunächst vollständig wiedergegeben werden: "*Unsern freundlichen dienst zuvor Ehrwürdiger und hochgelahrter besonders guter freund! Was an Uns der Pfarrer Volmar zu Ellenhausen wegen eines Juden Purschen namens Feist von Roth berichtet hat, solches wird Euch hiermit communiciret [= mitgeteilt] und Euch aufgegeben, diesen Juden Pursch zu examiniren [= zu prüfen], ob er in den Christenthumb behörig informiret, und gegründet seye? und sodann vom befinden an Uns cum remissione accludi [= mit Rückgabe des beigelegten (Vorgangs)] zu berichten. Versehens Uns und sind Euch frdl. geneigt. Dath. Marbg. d. 25t. Nov. 1754. Consistorium daselbsten*" Auf diesem Schreiben vermerkte Superintendent Johann August Junghenn auch das Datum des Eingangs: "*pst. d. 28t. nbr.:* [= praesentatum (eingegangen) den 28. November] *1754 hora postmeridiana sta.* [= wohl: sabata, also zur samstag-nachmittäglichen Stunde]: *Ich soll den zum Christenthum übergehen wollenden Juden Faist von Roth examinieren ob Er im Christenthum gegründet seye u. zur heil. Tauffe admittiret [= zugelassen] werden könne auf des Pf. Volmers Vorstellen zu Elnhausen.*"

Nun ist der Name Feist in den Akten zur jüdischen Gemeinde in Roth bisher nicht zu finden: Die Auflistung der Rother Juden mit ihren Familien in der hessischen Judenstätigkeit 1744 enthält ihn nicht, und auch Alfred Höck hat ihn nicht nachweisen können in seiner kleinen Übersicht über die Geschichte dieser jüdischen Landgemeinde im Schenkisch-Eigen, für die sich ein erster Beleg 1611 feststellen lässt, weshalb mit einer ersten Anwesenheit von Juden in Roth wie im Schenken-Städtchen Schweinsberg (dazu Höck 1982) mindestens Ende des 16. Jahrhunderts zu rechnen ist. In einer Schenk'schen Bau-Rechnung von 1630 hat Höck "*zwey Juden im Eygen*" erwähnt gefunden, weil sie Schutzgeld zahlten, und für 1634 ist darin ein "*Moisch Jude zum Rodt*" genannt, der aber 1635 schon "*davongezogen*" sei. In der Rechnung von 1666, also nach dem Dreißigjährigen Kriege, ist die Einnahme des Schutzgeldes von vier Juden eingetragen: Nathan, Wolf Bonfang, Bonfang David, Israel, die auch 1668 noch aufgeführt sind, während Wolf Bonfang 1670 nach Wenkbach verzogen war. Die für die Landgrafschaft Hessen-Kassel 1744 erstellte "*Judenspezifikation*" nennt für Roth neben den zwei geduldeten Familien von Salomon Susmann und Löb Juda auch die auszuweisenden, als "*untauglich*" erklärten Juden, "*welche vermöge Allernädigsten Befehls vom 4. Tag Augusti 1744 mit Weib und Kindern das Land räumen sollen*": Leser Katz und Frau Gütgen mit den Töchtern Hanna, Rechell und Güttele, die einen landesherrlichen Schutzbrief vom 2. Juni 1733 besessen hatten; Heinemann Liebmann und Frau Beila mit den Söhnen Liebmann und Amsell und der Tochter Besgen (Schutzbrief vom 2. Juni 1733); Seligmann und Frau Fahr mit den Söhnen Heinemann und Aaron und den Töchtern Gente und Edell (Schutzbrief vom 2. Juni 1733); Leser Liebmann und Frau Hennel mit den vier Töchtern Fratgen, Jüttel, Sara und Rebecca (Schutzbrief vom 2. Juni 1733); Hirsch und Frau Hendell mit dem Sohn Wolff und der Tochter Jütgen (landesherrlicher Schutzbrief vom 2. Juni 1733); Gottschalek ("*soll bereits fort seyn*"); Feibes Katz und Frau Golde mit dem Sohn David (landesherrlicher Schutzbrief vom 2. Juni 1733).

Der Judenschutz war im Spätmittelalter kaiserliches Privileg (Judenregal). In der frühen Neuzeit fand jedoch eine Territorialisierung statt, indem er zunehmend als landesherrliches Recht aufgefasst und in sog. Judenordnungen (mit der Funktion als Polizeiordnungen) geregelt wurde. Das Schutzverhältnis blieb Gnadenakt des Landesherrn und erlegte den sog. „Schutzjuden“ Verpflichtungen auf (Ablegung eines Eides, Zahlung von Schutzgeld), führte aber in der Rechtspraxis zu zahlreichen, die schutzrechtlichen Absichten aushöhlenden Problem- und Konfliktfeldern, die sich etwa am Talmud-Verbot und an der Beschlagnahmung hebräisch geschriebener Bücher, am Sonntagsgebot oder an der öffentlichen Kontrolle des Viehtriebs aufzeigen lassen. In den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts häuften sich die Verordnungen zur Kontrolle (vgl. Battenberg 1983). So erging am 20. August 1731 ein *"Regierungs-Anschreiben, daß die Juden so keinen Landesherrlichen Schutz haben, das Land räumen sollen"* (HLO IV, S. 58), am 27. Mai 1735 das *"Edict wegen der Juden, welche nicht mit Landesherrlichem Schutz begnadigt sind"* (HLO IV, S. 288). Darin wurde festgelegt, dass *"alle Bettel- und sonstige verdächtige Juden gantz und gar, die übrige aber zwar nicht verdächtige, jedoch aber mit Schutzbriefen nicht versehene Juden ohne Vorwissen der Obrigkeit länger nicht denn zwey Tage [...] geduldet, sondern solche von den Wirthen oder denjenigen, wobey sie sich aufhalten, sie seyen Christen oder Juden, sofort der Obrigkeit des Orts angezeigt und von dieser nach gesetzter Zeit ausser Landes geschafft werden, es wären dann erhebliche Ursachen vorhanden, warum der keinen Schutz habende Jud länger zu dulden, als welches die Obrigkeit des Orts jedes Malen in solchen Fällen wohl zu examiniren und zu protocolliren, zugleich aber auch dahin zu sehen hat, auf dass sothane Juden, sobald ihre Gegenwart nicht mehr nöthig, sich von dannen wiederum wegbegeben müssen. Auf dass aber zuweilen einige Juden unterm falschen Praetext, ob wären sie mit unserm landesherrlichen Schutz versehen, sich nicht einschleichen mögen, so sol vors künftige ein jeder Schutzjud sich vom Beamten des Orts, wo er wohnhaft, einen Schein mittheilen lassen, des Inhalts ‚Dieser Jud NN. hat zu NN. landesherrlichen Schutz‘, welchen Schein dann selbiger, wann er an andern Orten, wo man ihn nicht kennet, einige Verrichtung hat, bey sich nehmen und auf Erfordern produciren mus, inmasen dann ein solcher Schein nach Ablauf jeden Jahrs von Beamten renoviret werden soll."* Diese Verordnungen zogen nicht nur die Einrichtung eines umfassenden Kontroll- und Denunziationssystems im absolutistischen Staat nach sich, sondern trugen mit den Beschränkungen der Einkommensmöglichkeiten von Juden auch zu einer Verschlechterung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Situation, ja zu einer wachsenden Verarmung (Pauperisierung) vor allem der Landjuden bei (vgl. dazu Battenberg 2000, S. 4ff).

Die Situation spitzte sich Ende der dreißiger Jahre zu; so erging am 12. August 1739 die *"Juden-Ordnung"* (HLO IV, S. 586 - 600), der am 4. August 1744 die sog. hessische Judenstätigkeit folgte (die oben bereits erwähnte *"Judenspezifikation"*; vgl. Demandt 1973). Der damit beabsichtigten Ausweisung folgten Diskriminierungen und Vorurteile, die 1758 in einer von J. J. Bierbrauer in Kassel vorgelegten Hetzschrift gipfelten, deren Titel bereits das Anliegen der Schrift erkennen lässt: *„Beschreibung derer berüchtigten jüdischen Diebes-, Mörder- und Räuber-Banden, welche seither geraumen Jahren, hin und wieder im Reich, viele gewaltsame Beraubungen, Mordthaten und Diebstähle begangen haben, vornehmlich hiesigen hochfürstlichen, sodann auch denen umliegenden Landen ... und Städten ... zum nützlichen Gebrauch“*. Für das Taufgesuch des Juden Feist aus Roth mag dieses Klima der Verdächtigungen und geschürten Vorurteile vielleicht Anlass gewesen sein, sich um die Konversion (also den Bekenntniswechsel) zu bemühen. Verschärft wurde die Situation gerade in den Dörfern des Schenkischen Eigens durch einen noch immer ungeklärten Streit zwischen den Schenken und dem Landesherrn (dem Landgrafen von Hessen) um das Recht zur Einziehung der Schutzgelder, der 1713 begonnen hatte und erst 1779 durch einen Vergleich abgeschlossen wurde (vgl. Kosog 1979), so dass die drohenden doppelten Schutzgeldzahlungen gerade für verarmte Personen oder alleinstehende Jugendliche eine

Existenzkrise bedeuteten. Denkbar ist, dass Feist mit seinen Eltern allein unter Schenkischem Schutzverhältnis stand und daher in der hessischen Judenstätigkeit 1744 nicht genannt ist. Leider weisen auch die Quellen zu Judensachen in den Akten der landgräflichen Regierung für das Jahrzehnt, in dem die Taufe stattfand, eine Lücke auf; für frdl. Unterstützung danke ich den Herren Klingelhöfer und Prof. Dr. Hollenberg, Staatsarchiv Marburg. Immerhin ist der Eintrag im Kirchenbuch (KB) erhalten.

Das Pfarrarchiv Elnhausen befand sich im Herbst 2004 in der Archivschule Marburg zur Verzeichnung; Pfr. Koller, Elnhausen, danke ich für den frdl. Hinweis. Frau Archivdozentin Dr. Alexandra Lutz teilte mir am 29.10.2004 mit, dass ein Eintrag im KB vorliegt, nicht aber weitergehende Korrespondenz zu diesem Vorgang im Pfarrarchiv erhalten ist; für Recherche und Mitteilung danke ich ihr herzlich. Die KB Elnhausen sind verfilmt worden und können in Kassel eingesehen werden; Herrn Ralf Bansmann danke ich für die Anfertigung einer Kopie des Taufeintrags von 1755 aus dem KB Elnhausen (Mikrofichebestand) im Landeskirchlichen Archiv der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Der Eintrag lautet: *„Johann Wilhelm Henrich Friderich August Moritz Frantz Christian Ein Proselyte [Übergetreter] aus dem Judenthum gebürtig von Roth an der Löhne in dem 22. Jahr seines Lebens, welcher sich angegeben, um ein Christe zu werden, darauf ich denselben zur Information angenommen, und nach eingenommenen Unterricht ist er auf Befehl Hochfürstl. Consistorii von Herrn Superintendent Junghenn zu Marburg examinirt und nachdem er in examine wohlbestanden, so ist auf deßen Bericht von Hochfürstl. Consistorio Erlaubniß gegeben denselben zu taufen, worauf derselbe d. 6.t. Januarii als auf Feste Epiphaniae alhier in Versammlung sehr vieler Zuhörer öffentlich examinirt und getauft worden, Pathen zu demselben waren der Hochwohlgeborene Herr Johann Gottfried von Heydewolff, Frau Wilhelmina Dorothea Charlotta von Kosnoth gebohrne von Heydewolf, der Gemahl Henrich Julius von Kosnoth, Capitain unter Ihro Hochfürstl[iche]. Durchl[auch]t. leibregiment zu Fuß, ingleich Fraülein Henriette von Rau [...] Carl August von Rau Erl[auch]t. zu Nordeck und Holtzhausen Fraül. Tochter anitzo Stiftsdiacónisse im Stifft Schaaken, ingleich der Aelteste, herr von Canstein, ebenfalß Capitain in eben besagten Regiment, Herr Lieutenant von Schwertzel, Herr Johann Moritz von Schenck zu Schweinßberg, Fraülein Charlotta Elisabetha Francisca von Cyriacin, Herr Capitain von Loos und auch die gantze hießige Gemeinde, daher er auch seinen Zunahmen Elnhausen bekommen. Sein Vater hat geheißten Simon, seine Mutter Rachel.“*

Pfarrer Johann Philipp Volmar, der die Taufe vornahm, war gebürtiger Pfarrerssohn aus Eimelrod bei Korbach; der Vater war 1732 Metropolitan der Herrschaft Itter und Oberpfarrer zu Vöhl. In Elnhausen wurde Pfr. Volmar von den Schenken zu Schweinsberg, die die Kollatur (das Recht zur Einsetzung der Geistlichen) innehatten, präsentiert. In seine Amtszeit fällt der Bau der Elnhäuser Pfarrkirche (1741-1745 errichtet, 1747 eingeweiht); er starb 1760 (Schütt 1974, S. 118f.). Volmar hatte Feist für das von Superintendent Junghenn vorgenommene Examen vorbereitet und sich dafür auch der Einwilligung durch das Konsistorium gemäß Kirchenordnung versichert. Das hessen-kasselische Kirchenrecht schrieb vor, dass *„mit Annehmung jedes Proseliten, und vorzüglich solcher, die sich bisher nicht zur christlichen Kirche bekannten“*, vom Prediger vorsichtig zu verfahren sei. *„Der Regel nach, darf es ohne Vorwissen und Erlaubniß der Consistorien nicht geschehen“* (Ledderhose 1785, S. 146). Immerhin dürfen wir davon ausgehen, dass Feists Taufgesuch breite Unterstützung gefunden hat, denn auffällig ist die hochrangige Besetzung der Patenschaft aus den Familien der hessischen Ritterschaft; neben den Schenken zu Schweinsberg (der Konvertit war ja von Roth im Schenkschen Eigen gebürtig) waren u.a. auch vertreten die Familien von Schwertzel (Willingshausen), von Heydewolff (Germershausen bei Oberweimar) und von Rau zu Nordeck und Holzhausen (dem heutigen Rauisch-Holzhausen, das wie Schweinsberg eine jüdische Gemeinde hatte; die Rau von Holzhausen waren seit dem 16. Jahrhundert, nachdem das ehemals gemeinsame Gericht Nordeck und Allendorf im Lumdatal geteilt worden war, mit

Schloss, Tal, Dorf und Gericht Nordeck belehnt). Umso mehr fällt auf, dass die im Schloss zu Elnhausen ansässige Familie von Vulté (Vultéjus) offensichtlich keinen Paten stellte.

Von den Paten erhielt der Konvertit auch seinen Taufnamen, wobei auch die Vornamen der Patinnen berücksichtigt und in die männliche Form umgewandelt wurden (Wilhelmina in Wilhelm, Franziska in Franz). Das ist auch in den anderen, für das 18. Jahrhundert zahlreich belegten Konversionen von Juden zum christlichen Glauben weithin üblich gewesen; so hat Heldmann auf die Namengebung Friedrich König (nach König Friedrich von Schweden, Landgraf von Hessen) und Wilhelm Graf (nach Landgraf Wilhelm VIII.) in einer Judentaufe zu Rosenthal 1735 aufmerksam gemacht (Heldmann 1926, S. 235), die zugleich zeigt, dass nicht nur der niedere, sondern auch der hohe Adel den Glaubenswechsel ausdrücklich förderten. Dass die Taufgottesdienste gut besucht waren („in *Versammlung sehr vieler Zuhörer*“), ja dass mehrfach berichtet wird, es sei „*überaus großes Volck*“ zusammengelaufen (Diehl 1925, S. 32), darf wohl als Hinweis darauf gewertet werden, wie sehr Kirche und Adel daran gelegen war, mit öffentlichem Zeremoniell die Taufen als erfolgreichen Vollzug einer Akkulturation und Missionierung der jüdischen Bevölkerung zu vermitteln – eine beinahe an triumphale Gesten erinnernde Ritualisierung des Taufakts; dem entsprach umgekehrt auch die Aufregung, die der Fall des 1615 in Thessaloniki zum jüdischen Glauben übergetretenen Lehrers am Marburger Pädagogikum Konrad Viëtor ausgelöst hatte, dem "blasphemischer Irrtum" und "Blindheit" vorgeworfen wurde (Diehl 1928; Meyer zu Ermgassen 1986).

Der dritte Konvertit in dem von Heldmann mitgeteilten Rosenthaler Beleg erhielt seinen Nachnamen nach der Stadt, da wie im Falle der Konversion zu Elnhausen die ganze versammelte Kirchengemeinde die Patenschaft mit übernahm. Stellvertretend konnten das Presbyterium oder die örtlichen Honoratioren wie in Biedenkopf 1730 (Bäumner 1985) oder Nauheim 1790 (Brücher 1983) dafür eintreten. Der Name Elnhausen ist mir bisher aus späterer Zeit noch nicht wieder begegnet.

Selten ist etwas über die Motive der Taufgesuche und den weiteren Verbleib der Getauften zu erfahren, und auch im vorliegenden Fall gibt der Eintrag im KB darüber keine Auskunft. Diehl hat über den Fall eines 1759 um die Schulstelle zu Schwalheim ersuchenden Proselyten berichtet, der jedoch, obwohl er schon im Alter von drei Jahren die heilige Taufe empfangen hatte, abgewiesen wurde (Diehl 1933). Wenn auch das Publikationsjahr der Mitteilung auf die Zeit der beginnenden Verfolgung und des Genozids an der jüdischen Bevölkerung Europas im Holocaust hinweist, darf aus diesem trotz der Konversion erfolglosen Versuch, eine Anstellung zu finden, noch nicht auf eine Benachteiligung aufgrund seiner familiären Herkunft geschlossen werden. Antijüdische Ausschreitungen, Kontrolle und Denunziation trugen im 18. Jahrhundert noch nicht die menschenverachtenden Züge des Rassenantisemitismus, wie er am Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt wurde. Vorurteile und Ausweisung waren noch vorwiegend gegen die Religion (den „mosaischen Glauben“) gerichtet; ihnen zu entgehen, konnte gerade durch den Glaubenswechsel, durch die Konversion zum Christentum erreicht werden.

Er kam daher wohl gerade für Waisen oder Halbwaisen in Betracht, die ohne eine wirtschaftliche Absicherung ihrer Familien versuchen mussten, nicht nur eine Existenzgrundlage zu finden, sondern vor allem dann, wenn sie zu den ausgewiesenen oder nur geduldeten Juden gehörten, sich dem massiven Druck der (christlichen) Residenzgesellschaft ausgesetzt fühlen mussten. Als in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die lutherische Orthodoxie zunehmend von einer gefühlsbetonten Frömmigkeit des Spener-Kreises abgelöst wurde, die im Bestreben einer Aufwertung des christlichen Selbstbewusstseins auch eine deutlichere Abgrenzung zu „Juden, Türken und Heiden“ vollzog, wird dieser Druck noch spürbarer geworden sein. Damit wird dann auch Feists Entscheidung für den Glaubenswechsel verständlicher.

Quellen und Literatur: StAMR = Hessisches Staatsarchiv Marburg, Bestand 318 Lutherische Superintendentur Marburg, 331 Visitation der Kirche zu Roth. - KB Elnhausen: Kirchenbuch 1624-1772 der Pfarrei Elnhausen (Ablichtung im Mikrofichebestand des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Kassel). - HLO = Hessische Landesordnungen: Sammlung Fürstlich Hessischer Landesordnungen und Ausschreiben, Bd. IV. - Battenberg, Friedrich: Das europäische Zeitalter der Juden. Zur Entwicklung einer Minderheit in der nichtjüdischen Umwelt Europas. Darmstadt 1990, 2. Aufl. 2000. - ders.: Judenordnungen der frühen Neuzeit in Hessen. In: Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in Hessen. Beiträge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben. (= Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, 6) Wiesbaden 1983, S. 83 - 122. - ders.: Reformation, Judentum und landesherrliche Gesetzgebung. Ein Beitrag zum Verhältnis des protestantischen Landeskirchentums zu den Juden. In: Andreas Mehl (Hrsg.): Reformatio et reformationes. Festschrift für Lothar Graf zu Dolma zum 65. Geburtstag. Darmstadt 1989, S. 315 - 346. - Bäumner, Günter: Eine Judentaufe in Biedenkopf. In: Hinterländer Geschichtsblätter, 64, 1985, S. 72. - Brücher, Erich: Zu einer Nauheimer Judentaufe von 1790. In: Wetterauer Geschichtsblätter, 32, 1983, S. 145 - 149. - Demandt, Karl Ernst: Die hessische Judenstätigkeit 1744. In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 23, 1973, S. 292 - 332. - Diehl, Wilhelm: Eine Judentaufe in der Meicheser Totenkirche im Jahr 1705. In: Hessische Chronik, 12, 1925, S. 31 - 32. - ders.: Moses Pardo und seine Gattin. In: ebd., 15, 1928, S. 188 - 189. - ders.: Familiennamen übergetretener Juden aus hessischen Orten. In: ebd., 17, 1930, S. 88. - ders.: Aus dem Leben des Proselyten Johann Christian Landsberg. In: ebd., 20, 1933, S. 81 - 83. - Eine Judentaufe in Breidenbach. Auszug aus dem Kirchenbuch. In: Hinterländer Geschichtsblätter, 59, 1980, S. 139. - Eisenbarth, Ulrich, Hartmut Heinemann und Susanne Walther (Bearb.): Bibliographie zur Geschichte der Juden in Hessen. Bearb. von (= Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, XII) Wiesbaden 1992. - Heinemann, Hartmut: Forschungen zur Geschichte des Judentums in Hessen. In: Reuling, Ulrich, und Wilfried Speitkamp (Hrsg.): Fünfzig Jahre Landesgeschichtsforschung in Hessen. (= Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 50) Marburg 2000, S. 351 - 360. - Heldmann, Karl: Die Judentaufe zu Rosenthal im Jahre 1735. Aufzeichnungen des Pfarrers Joh. Ägidius Ruppertsberg d. Ä. zu Rosenthal (1722-1747). In: Hessenland, 38, 1926, S. 234 - 236. - Höck, Alfred: Zur Geschichte der Juden in Roth (Weimar, OT Roth). Maschr. vervielfältigt. - ders. (Hrsg.): Judaica Hassiaca. (= Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF 9) Gießen 1979. - ders.: Notizen über die Schweinsberger Juden. In: Schweinsberg 650 Jahre Stadt. Marburg 1982, S. 88 - 94. - Kosog, Herbert: Die Juden von Roth. In: Heimatwelt. Aus Vergangenheit und Gegenwart unserer Gemeinde (Weimar/Lahn), H. 5, 1979, S. 11 - 21. - Ledderhose, C. W.: Versuch einer Anleitung zum Hessen-Casselischen Kirchenrecht. Kassel 1785. - Meyer zu Ermgassen, Heinrich: Von einem Marburger, der zum Judentum übertrat, und einer spektakulären Judentaufe im Jahr 1615. Aus den Annalen der Philipps-Universität 1615. In: Studier mal Marburg 11, 1986, Febr.-H., S. 5 - 6. - Dorothee Schimpf: Emanzipation und Bildungswesen der Juden im Kurfürstentum Hessen 1807 - 1866. Jüdische Identität zwischen Selbstbehauptung und Assimilationsdruck. (= Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen) Wiesbaden 1994. - Gerhard Schütt: Wehrshäuser Kirchengeschichte. In: Wilhelm A. Eckhardt: Wehrshausen bei Marburg. Marburg 1974, S. 95 - 126; nach den Pfarrerberichten im KB Elnhausen. - Thomas Schmitz: Alltag zwischen Bettel und Handel. Synagogengemeinde Roth war zweitstärkste im Kreis. In: Oberhessische Presse, 1983, Nr. 24 (Stadtausgabe). - Sieburg, Dankwart: Judentaufe in Borken 1591. In: Jahrbuch Schwalm-Eder-Kreis 1982, 8. Jg., S. 106.

Der Friedhof (Totenhof) in Roth

von Otto Weimar

Die christlichen Friedhöfe waren im Mittelalter nahe an der Kirche angelegt. Davon, im Schutz der Kirche bestattet zu sein, erhofften sich die Menschen Fürbitte und dadurch Verkürzung des Fegefeuers oder gar Erlösung von ewiger Hölle. Erst nach der Reformation setzte ein Umdenken ein. Eine Bestattung nahe der Kirche war danach nicht notwendig für das Seelenheil. Doch auch hygienische Gründe (viele Pesttote) gaben zusätzlich den Grund, den Friedhof außerhalb des Dorfes anzulegen. Heute ist der Friedhof eine Oase der Stille und Entspannung in der heutigen Welt des Lärms und der Hektik, aber auch ein Ort der Begegnung mit anderen Menschen. Zum Friedhof gehört das Grabmal: ein Zeichen der Verbundenheit zwischen Lebenden und Toten, ein Bindeglied zwischen Hinterbliebenen und Verstorbenen. Eine Friedhofsanlage mit ihren blühenden Pflanzen, schönen Sträuchern und alten Bäumen ist in Ballungsräumen eine wertvolle "grüne Lunge". Die uns heute so vertraute Ordnung auf den Friedhöfen entstand erst im 19. Jahrhundert. Die Grabdenkmäler auf älteren Friedhöfen mit ihren Inschriften zählen heute zu kulturhistorischen Dokumenten. Sie sagen uns, wie sich unsere Vorfahren selbst sahen und wie sie von uns gesehen werden wollten. Wir erfahren von ihnen, wie man früher über Gott nachdachte und welche Trostgründe man fand, um dem Tod nicht das letzte Wort zu lassen. Viele alte Grabsteine werden heute abgebaut und vernichtet. Die Friedhofssatzungen der Gemeinde schreiben Ruhefristen vor. So ist leider viel aussagekräftiges Kulturgut verloren gegangen.

Friedhof hieß in althochdeutscher Sprache Freithof, abgeleitet von dem altdutschen Wort "friten", was soviel wie hegen, umhegen, schonen bedeutete. Die christlichen Hintergründe des Wortes "Frieden" führten später zur Benennung "Friedhof".

1627

Bis um 1627 wurden die Toten von Roth auf dem Totenhof (Kirchhof) in Fronhausen beerdigt (Roth war eine Filiale der Kirche zu Fronhausen). Die Toten mussten bei Kälte, Schnee, Eis und Hochwasser nach Fronhausen transportiert werden. Selbst im Winter, wenn kein Vieh angespannt werden konnte, mussten die Toten mit einer Karre oder einem Handwagen über schlechte Feldwege nach Fronhausen gebracht werden. Um das Jahr 1627 wurde in Roth dort, wo heute die Kirche steht, ein Turm errichtet. Unter dem damaligen schenkischen Schultheiß Georg Buchenbühl wurde um den Turm (Vorläufer unseres Kirchturms) der erste Totenhof in Roth eingerichtet.

Dieser Totenhof mit Turm war umringt von einem tiefen Graben, der bei Hochwasser voll Wasser stand (siehe Zeichnung). Da kein Steg vorhanden war, gab es bei Hochwasser Schwierigkeiten dorthin zu kommen. So kam es oft vor, dass bei Beerdigungen das Grab voll Wasser stand und der Sarg in das Wasser gesenkt wurde. Zwischen der alten Schule und dem Hof Pfeffer befand sich eine Mauer, welche mit einem Tor versehen war. Von dort war der Zugang zum Totenhof.

1635

Durch den 30jährigen Krieg hatte sich die Pestseuche sehr ausgedehnt. Das Jahr 1635 wurde das "Pestjahr" genannt; es gab in Fronhausen, Roth, Argenstein und Wenkbach sehr viele Tote. Wie aus Eintragungen von Pfarrer Johannes Stoll im Kirchenbuch von Fronhausen hervorgeht, waren bis zum Jahresende allein in Roth 57 Einwohner an der Seuche gestorben

(zum Vergleich: 1592 hatte Roth 203, 1640,91 Einwohner). So waren die Einwohner von Roth froh, einen Totenhof zu haben, wo sie schnell ihre Toten begraben konnten.

1636

Im Jahre 1636 hatte die Seuche ihren Höhepunkt überschritten. Die Zahl der in den Orten lebenden Menschen war ebenso gesunken wie die prozentuale Sterberate. Nachstehend wurden Auszüge aus Akten der Kurfürstlichen Polizeidirektion des Kreisamts Marburg (Kreisrat Eille betreffend den Totenhof zu Roth) ausgewertet:

1825

So schreibt der Schullehrer Conrad Grün am 22.01.1825 nach Marburg ans Kreisamt und beschwert sich, dass ihm die geschlagene Fichte, welche am Tor des Totenhofeingangs gestanden hat und etwa 1770 von einem Vorgänger gepflanzt worden war, von der Gemeinde streitig gemacht wurde. Er hatte die Fichte auf Längen von 11-12 Fuß durchgeschnitten und wollte die Rollen zu Brettern schneiden lassen, um seine verfaulten Bettbretter zu erneuern. Auch wäre sein Lohn doch so spärlich, daß ihm der Fichtenbaum doch unbedingt gehören müsste. In einem Schreiben von Schultheiß Zulauf wird angegeben, dass die Fichte 60 Fuß lang und 1,5 Fuß dick gewesen ist. vielen Schreiben hin und her, Exler in Fronhausen gingen, wird die Sache über das Kreisamt in Marburg zum Vergleich gebracht. Schullehrer Conrad Grün erhält einen Teil der Stammrollen. Den übrigen Teil erhält die Gemeinde.

1841

Im Jahre 1841 soll der Eingang vom Grundstück Wenz zum Totenhof instand gesetzt und verschlossen werden, weil das Vieh vom Garten Wenz auf den Totenhof läuft. Der Nachbar Wenz erhebt am 26.10.1841 Einspruch und gibt an, das Tor als Kirchweg zu benutzen, da es ja schon seit langer Zeit vorhanden sei. Wenn er das Tor nicht mehr benutzen könne, müsste er bei seinem Kirchgang einen großen Umweg machen. Er gibt an, den Zaun mit Tor so instand zu setzen, dass kein Vieh mehr auf den Totenhof laufen kann. Hier zeichnet ein Pfeffer als Bürgermeister.

1852

Im Jahre 1852 soll der Totenhof durch Auffüllen des Umgebungsgrabens oder durch ein Stück Land vom Garten Wenz erweitert werden. Der Pfarrer weiß auch., dass im Spätherbst oder im Winter mit Kühen oder Pferden keine Erde gefahren werden kann. Auch ist keine feste Brücke über den Umfassungsgraben vorhanden.

In dem Schreiben heißt es weiter, dass der Garten Wenz für die Erweiterung ungeeignet sei, da er 2-3 Fuß tiefer liegt, als der Totenhof selbst. So konnten dann doch 840 Wagen Erde zur Verfüllung des Grabens gefahren werden (damals noch Karren mit zwei Rädern). Auch stehen zu viele Bäume auf dem Totenhof, heißt es weiter.

Auf den Totenhof gehörten keine Bäume. Es wird ein Bürgermeister mit Namen Fegmeier genannt.

1865

Dem Pfarrer Hesse in Fronhausen wird im April 1865 mitgeteilt, dass auf dem Totenhof in Roth nur noch für 6-8 Personen Platz sei.

1874

Totenhof/Friedhof auf dem Geiersberg: Am 02.Juni 1874 teilte Bürgermeister Pfeffer dem königlichen Landratsamt mit: "Ich mache die ergebenste Anzeige, dass die Umfriedung des neuen Totenhofs fertig ist, der alte zugemacht und der "Neue" eröffnet ist. Dieses hat auch der Pfarrer von der Kanzel 'den Leuten mitgeteilt. Wenn die erste Leiche in Roth vorkommt, so wird sie auf dem neuen Totenhof beerdigt."

Es hat Überlegungen und Verhandlungen von 1865-1874 gegeben, bis dann der "Neue Friedhof" auf dem Geiersberg genehmigt wurde. Aus der heutigen Sicht eine sehr glückliche Entscheidung, die uns in Roth heute und auch in Zukunft zugute kommt. (Auszüge aus den alten Akten)

1920/21

Die Friedhofserweiterung erfolgte auf dem unteren, dem zweiten Teil im Jahre 1921. Das erste Grab wurde dann doch erst im Jahre 1922 angelegt (Anna Katharina Hormel, geb. Sauer, *25.06.1844, *09.08.1922). Wie aus den Akten hervorgeht, wurde diese Erweiterung ziemlich schnell genehmigt. An zwei bestimmten Plätzen wurden Probegräber von 1.50 bis 2.50 Metern Tiefe ausgehoben, um die Beschaffenheit des Bodens zu erkunden. Da es keine Probleme mit dem Grundwasser gab und auch keine Wasserstellen (Quellen) in der Nähe waren, konnte der Erweiterung zugestimmt werden. Der Regierungspräsident in Kassel schrieb dann am 24.03. 1921: "*Zur Erweiterung ihres Friedhofes erteile ich hierdurch im Einverständnis mit dem Konsistorium die landespolizeiliche Genehmigung*". (Alte Aktenabschriften).

1. Ausfertigung - G e n e h m i g u n g - zur Erweiterung des Friedhofes in Roth, Kreis Marburg:

Auf Grund des § 1 Buchst. b) der "Verordnung zur Regelung der Zuständigkeit der Landes- und Kreispolizeibehörde „ vom 1..10.1931.(GS. S. 213) genehmige ich hiermit unter den im Abschnitt II, genannten Auflagen die Erweiterung des Friedhofes in Roth, Kreis Limburg - z. Zt. umfassend das im Grundbuch von Roth, Band 23, Blatt 574, lfd. Hr. 483, für die politische Gemeinde Roth eingetragene Grundstück, Gemarkung Roth, Flur 6, Flurstück 75/36 (2396 qm), und eine Teilfläche von 3465 qm das im Grundbuch von Roth, Band 23, Blatt 574, lfd. Nr. 483 für die Gemeinde eingetragenen Grundstücks, Gemarkung Roth Flur 6, Flurstück 30/28 (5122 qm) - um die Restfläche von 1657 qm des Grundstücks Flur 6 Flurstück 30/28.

Damit umfasst der Friedhof in Roth nur mehr die Grundstücke, Gemarkung Roth, Flur 6, Flurstücke 30/28 und 755/36 mit einer Gesamtgröße von 7518 qm.

II. Auflagen:

1. Bei der Gestaltung des Erweiterungsgeländes und der evtl. Neugestaltung des Gesamtfriedhofes sind die "Richtlinien für die Gestaltung des Friedhofes pp.11 vom 18. 1. 1937 (RMBliV. Seite. 113 ff.) entsprechend anzuwenden.

2. Die Bestimmungen der Hessischen Bauordnung vom 6.7.1957 (GVB1. S. 101) und die hierzu ergangenen Ausführungsbestimmungen bleiben durch diese Genehmigung unberührt. Etwa erforderliche Baugenehmigungen sind bei der zuständigen, Bauaufsichtsbehörde besonders einzuholen.

3. Die Friedhofsgrundstücke dürfen vor erfolgter Schließung und Säkularisation - auch teilweise - keinem anderen Verwendungszweck zugeführt werden. Die Schließung wird auf Antrag von mir verfügt. Die Säkularisation ist durch den Kirchenvorstand zu beschließen. Der Beschluss bedarf der kirchen- und landesaufsichtlichen Genehmigung

Kassel, den 13. Nov. 1962 Der Regierungspräsident in Kassel I/3 Az.: 20 c 12101

1956/1962

Die dritte Friedhofserweiterung erfolgte im Jahre 1956-62 nach Süd-Osten, zu einer Hanglage hin, die landwirtschaftlich genutzt wurde. Die Ackerflächen wurden mit Gras eingesät und mit einer Fichtenhecke umzäunt. Mit dem Auftrag auf Erweiterung des Friedhofs hatte man damals etwas Zeit, denn die offizielle Genehmigung zur Friedhofserweiterung erfolgte erst im Jahre 1962 (siehe Akten). Allerdings wurde das erste Grab schon im März 1956 angelegt (Christine Runzheimer, geb. Wagner; *21.08.1891 † 02.03.1956).

1983

Vor 1976 wurden auf dem ersten Teil des alten Friedhofs Terrassen geschoben, um eine bessere Grabgestaltung vornehmen zu können. Die Terrassen wurden bis zum unteren alten Friedhof (zweiter Teil) ausgedehnt. Belegung der ersten Terrasse unterhalb der Friedhofshalle erfolgte im Jahre 1983 Kurt Kalkofen 1924-1983). Dieses wäre dann die vierte Erweiterung des Friedhofes.

1996

Auf der zweiten Terrasse wurde im Nov. 1996 mit der Belegung begonnen (erstes Grab: Fritz Wittforth *03.12.1919 †01.12.1996). Dieses wäre dann die fünfte Erweiterung des Friedhofes.

2004

Die Dritte Terrasse wurde 2004 angelegt. Nachdem die alten Gräber von 1920-1956 eingeebnet wurden.

Friedhofshalle in Roth

Die Friedhofshalle konnte nach zweijähriger Bauzeit am Totensonntag, dem 21.11.1976 unter großer Beteiligung der Bevölkerung seiner Bestimmung übergeben werden (siehe Zeitungsbericht).

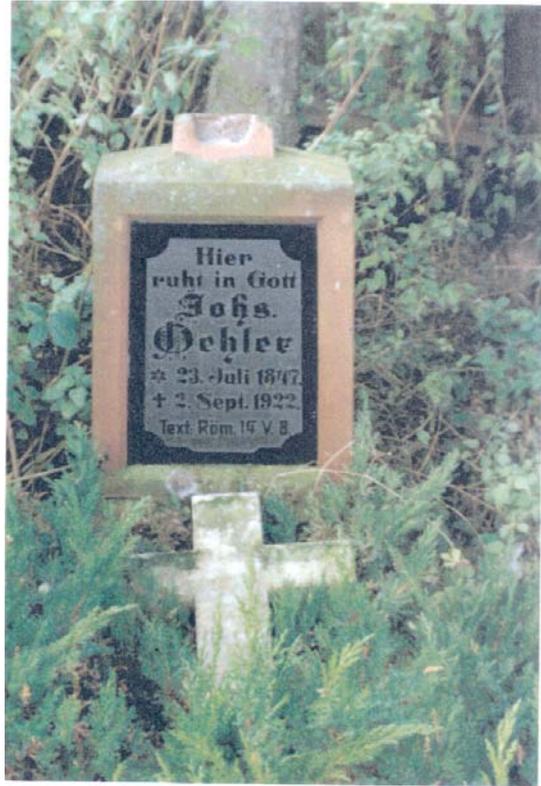
Unter zahlreicher Beteiligung der Bevölkerung, hatte, und in Gegenwart einer Reihe von Ehrengästen übergab Bürgermeister Karl Krantz (Weimar) am Ewigkeitssonntag die Friedhofshalle in Roth feierlich ihrer Bestimmung.





Alte Grabsteine auf dem Friedhof 1987





Alte Grabsteine auf dem Friedhof 1987





Alte Grabsteine auf dem Friedhof 1987





Alte Grabsteine auf dem Friedhof 1987

